

Wienbibliothek im Rathaus

4 1 5 2 8 / 17 A

MA 9 - SD 25 - 022013 - 21

4. Feb.

Wiener Stadt- und
Landesbibliothek

~~216497~~

A

MA 8 - Sp 25 - 20 - 976 - 117418 - 54



Großstadt-Dokumente

Wiener
Mädel

von

Alfred Deutsch-German.

G. b.

Band 17

Mark I.

DAS SCHÖNSTE GESCHENKSWERK



TRISTAN UND ISOLDE

Herausgegeben von Joseph Bédier, übertragen von Dr. Julius Zeidler

Illustrierte Ausgabe mit etwa 150 Vollbildern, Textillustrationen
und Zierleisten

von

Robert Engels

Preis in vornehmem Geschenkband Mk. 18,—, Liebhaberausgabe,
in Leder mit moirésidenem Vorsatzpapier, nur noch 12 nummerierte
Exemplare, Preis in feinstem Ledereinband gebunden Mk. 50,—.

«Der Roman von Tristan und Isolde ist das hervorragendste poetische Erzeugnis der modernen Romantik. Halb Geschichte, halb Dichtung, schildert er die Schicksale des unsterblichen Liebespaars, die schon Wagner zu seinem grossartigsten Musikdrama begeisterten. Die tiefe Poesie des Romans steigert sich in einzelnen Abschnitten zu einem geradezu berückenden Glanz. Es giebt keine Geschichte, die zugleich ergreifender und entzückender wäre, als dieser Roman. Seine Lektüre ist wie eine Wanderung im romantischen Märchenwald. Es ist ein Liebesbrevier von höchstem Rang und ein Lebensbuch, das jedem seine eigenen Schicksale wieder spiegelt.»

Hamburger Correspondent.

«So mag das Buch für weiteste Kreise ein Ereignis sein, den Freunden feiner Literatur, wie den Liebhabern prächtigen Buchschmucks, den Bibliophilen, wie den Jüngern des grossen kunstgewerblichen Aufschwunges, den wir erleben. Allen Kulturmenschen sei das Buch ans Herz gelegt, es will ein Gedank- und Geschenkbuch für alle sein. Der Preis des Werkes ist im Verhältnis zu seinem Umfange, der glänzenden Ausstattung und dem Reichtum an Abbildungen überaus niedrig angesetzt.»

Bremer Nachrichten.

Ausser der illustrierten Ausgabe ist auch eine Ausgabe des Textes erschienen. Diese kostet brosch. Mk. 4,—, geb. Mk. 5,—.
Beide Ausgaben werden in jeder Buchhandlung gern zur Ansicht vorgelegt.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.

————— **Großstadt-Dokumente.** —————
Band 17. Herausgegeben von Hans Ostwald. Band 17.
—————

Wiener Mädel

von

ALFRED DEUTSCH-GERMAN

4. Auflage.



Berlin NW. 87, Wullenwebersfr. 8.
Verlag von Hermann Seemann Nachfolger.



A 216-497 A-41528/1774. Aufl.

Bis jetzt sind in der Sammlung „Großstadt-Dokumente“ folgende Bände erschienen:

1. **Dunkle Winkel in Berlin** 9. Aufl.
von Hans Ostwald.
 2. **Die Berliner Bohème** 5. Aufl.
von Julius Bab.
 3. **Berlins drittes Geschlecht** 7. Aufl.
von Dr. Magnus Hirschfeld.
 4. **Berliner Tanzlokale** 4. Aufl.
von Hans Ostwald.
 5. **Zuhältertum in Berlin** 6. Aufl.
von Hans Ostwald.
 6. **Sekten und Sektierer in Berlin**
von Eberhard Buchner.
 7. **Berliner Kaffeehäuser** 3. Aufl.
von Hans Ostwald.
 8. **Berliner Banken und Geldverkehr** 3. Aufl.
von Georg Bernhard.
 9. **Aus den Tiefen der Berliner Arbeiterbewegung**
von Albert Weidner.
 10. **Berliner Sport** 2. Aufl. Von Arno Arndt.
 11. **Das goldene Wiener Herz.** 5. Aufl.
von Max Winter.
 12. **Wiener Sport.** 2. Aufl.
Von Dr. Otto Herichmann.
 13. **Im unterirdischen Wien.**
von Max Winter.
 14. **Wiener Adel** 8. Aufl. von Felix Salten.
 15. **Strizzi und Dirne** von Max Winter.
 16. **Wiener Verbrecher.** 2. Aufl. Von Emil Bader.
 17. **Wiener Mädel** von Alfred Deutsch-German.
 21. **Berliner Schwindel.** 4. Aufl.
von Rechtsanwalt Dr. J. Werthauer-Berlin.
 22. **Variété und Tingeltangel in Berlin.**
von Eberhard Buchner.
 23. **Zehn Lebensläufe Berliner Kontrollmädchen.** 7. Aufl. von Dr. med. Hammer.
 24. **Berliner Gerichte** von Dr. Franz Hoeniger.
 25. **Berliner Klubs** von Spectator.
- Preis pro Band brosch. Mk. 1,—, geb. Mk. 2,—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, NW. 87.

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.
Druck von J. Harrwig Nachfolger, S. m. b. S., Berlin SW., Friedrichstr. 16.

Bibliothek
Walter Sturmingef

IN 328-287

Inhalt.

	Seite
Vorrede	4
Die Hausmeisterische	6
Karriere	12
Turf Girl	18
Die Probier-Mamsell	23
Komteßchen	30
Sours	37
Dirnen	43
Das Blumen-Mädel	52
Aus gutem Haus	59
Die Maitresse	66
Planeten g'fällig?	78
Die Leopoldstädterin	83
Aus der Vorstadt	89
Das Mädchen „von Erziehung“	97

Vorrede.

Sie sind wohl so wie überall in der Welt. Gut und schlecht, klug und dumm, treu und launenhaft. Aber sie haben mehr Geschmack als anderswo, sie halten — auch in niederen Ständen — auf Kleidung und Chaussure und das ist ein Zeichen feinerer Kultur. Im Aeußeren stechen sie wohl hervor, denn sie sind hübsch und ihr Herz ist weich. Es kann ohne viel Ansturm erobert werden. Welcher Philister dürfte ihnen daraus einen Vorwurf machen? Gut sind sie, an Familienbanden hängen sie, und das Leben ist ihnen das kostbarste. Dem Fremden, der ihre leuchtenden Blicke sieht, der sich an ihrem Lächeln erfreut wenn er über den Ring geht, bieten sie ein Konterfei der schönen freundlichen Stadt. Es spricht starkes Temperament aus ihnen. Begere sind sie und ihr Humor siegt über Verdrießlichkeiten des Alltags. — Was anziehend ist, das gefällt ihnen, sie schwärmen für Naturschönheiten, sie lieben den Tanz, sie berauschen sich an Musik. Das sind die ersten Momente die ihnen das Leben füllen.

Ich habe nur einzelne Typen gezeichnet und natürlich nicht die Exemplare erwählt, die in den Millionenstädten so mitlaufen, weder gut noch böse find und füglich als Türkinen, Perserinnen, Französinen oder Schwedinnen bezeichnet werden könnten; das sind die geraden, haus-

backenen Mädels, die wohlgezogen und gut behütet, mit vorgeschriebener Naivetät ins Bett der ehelichen Versorgung steigen.

Ich bilde mir nicht ein, das Wiener Mädel erfasst zu haben, denn ich denke, ihre Seele ist uns Schilderern genau so kompliziert, wie die aller anderen Frauen und ich beschränkte mich darum auf einzelne markante Figuren, die ich aus der Menge hob. Hübsch, graziös, tadellos im Geschmack ihrer Kleidung, möchte ich noch Eines im Bild der Wienerin hervorheben: Den zarten Unterton von Liebe, der ihr Sein bestimmt. — Es würde mir zum ehrlichen Vergnügen gereichen, wenn ich sagen dürfte, daß es mir gelungen ist, diesen Goldgrund in so manchem Milieu mit leichten Strichen angedeutet zu haben.

Der Verfasser.

1. Die „Hausmeisterische“

Ich muß da vorerst beim Hausmeister beginnen, bei seiner Machtstellung, bei seiner beherrschenden Position im Haus. Er ist in Wien seit undenklichen Jahren der wahre Herr des Hauses in dem er sein Zelt aufgeschlagen hat. Alles ist ihm tributpflichtig, er nimmt jedermann das „Sperrschloß“ ab und erhält damit auch Einblick in die moralischen Verhältnisse seiner Wohnparteien. Was nach 10 Uhr nachts, der gesetzlichen Sperrstunde ins Haus kommt, untersteht seiner Kontrolle. Er versteht sie auf das weiseste auszunützen.

Wird in Wien die Leumundsnote eines Menschen eingehoben, dann gibt's nur eine Stelle, die willfährig ist auszusagen: der Hausmeister. Polizei, Privat-Detektive, Gläubiger und andere Leute, die sich um unser Wohl krampfhaft bemühen, erfahren beim Hausmeister wer wir sind, was wir verdienen, ob wir den Zins pünktlich zahlen, wer uns besucht und wann wir nach Hause kommen.

So ist der Hausmeister für Wien eine ganz gewaltige Respektsperson und ein Stückchen seiner Glorie umgibt auch seine Familie; die Hausmeisterin, eine keifende Dame, die von amtswegen mit den Dienstmädchen auf bestem Fuß ist, den Hausmeisterssohn, der in jungen Jahren mit „Kreuzerln“ bestochen und in späterer Zeit

von den Stubenmädchen als enfant gâté betrachtet wird und die Hausmeisterstochter. Sie ist eine so echt wienerische Type, sie repräsentiert so brillant die gesunde Wiener Volks-Moral, daß ich ihr ein Kapitel widmen muß.

Bildungsstufe: vorgeschrieben. Bis zum vierzehnten Lebensjahre in der Bürgerschule, viel Auffassungskraft, Interesse an den Dingen der Großstadt. Sie ist von ihrem zehnten Lebensjahre an eine eifrige Leserin der Tagesblätter. Sie liebt nur solche, in denen die skandalösen Vorgänge des Gerichtssaales, die Morde, die Raubanfälle und die Betrügereien mit breiter Behaglichkeit geschildert werden. Das bildet ihre Phantasie. Sie sieht sich von Mördern und Gewaltmenschen umgeben, sie schaut den Leuten auf der Straße ins Gesicht und hofft den in der Zeitung genau beschriebenen Verbrecher zu erkennen. Ihre Lektüre ähnelt der, die sie in ihrer Lieblingszeitung hat, sie liest Kaiser Josefs Romane in der der große Kaiser Liebchaften mit Schusterstöchern und Barbiersfrauen unterhält, sie versteht sich auf die Mystik der Rosenkreuzer und sie verliebt sich in den Ritter, der die unglückliche Genoseva befreit.

Mit dreizehn Jahren weiß sie Alles, da ist die kleine Hausmeisterische schon ein recht appetitliches Mädel, die Formen reifen und die Gymnasiasten des Hauses halten zärtliche Gespräche mit ihr. In der Wirtschaft gilt sie schon vollzählig, sie wäscht, sie bügelt, sie kocht, sie bewirtet den kleinen Pepi, ihren jüngsten Bruder und hat ein scharfes Auge auf die Vorgänge des Hauses, Sie kennt die schwankende Moral des vierten Stockes die Brotfragen des dritten, den aufdringlichen „Pflanz“ des zweiten und die Pfändungskommissionen des ersten. Ihrem Auge bleibt nichts verborgen und wenn der Herr Rat vom Ministerium, der in Magharien weilt, gescheid wäre, dann könnte er von ihr erfahren, um welche Zeit

die Gnädige den Studenten vom dritten Stock in Visite empfängt.

Aus der kleinen Hausmeisterstochter wird ein hübsches Mädel von rundlichen, molligen, Wiener Formen. Sie ist klug vom Vater aus, sie kennt alle Schlechtigkeiten des Lebens, denn ihr Haus repräsentiert so eine eigene kleine Welt für sich und sie begreift durch die in ihrem Innern gereiften Moralgesetze den Unterschied zwischen Gut und Böse.

Verführung naht sich ihr nun, da sie zur Jungfrau herangewachsen ist auf Schritt und Tritt. Da sind vor allem die diversen Zimmerherren, die in dem Haus als Mieter wohnen, jeder betrachtet sie als begehrtenste Beute und mit jedem steht sie auf gutem Fuß, sie läßt Wohlwollen für jeden einzelnen durchschimmern und dreht ihnen im gegebenen Moment eine Nase. — Pflichtgefühl geht ihr über Alles. Wenn sie für ihre kranke Mutter einige Gänge übernommen hat, dann hält sie nichts von den Besorgungen zurück, dann kann man sich auf sie verlassen. — An Vergnügungen kennt sie nur Tanz, Musik, Theater. Mit fünfzehn, sechszehn ist sie eifrige Besucherin der Tanzschule ihres Bezirkes. Da sieht man erst die wahre, unendliche Grazie ihres Körpers, sie lernt den Walzer nicht, er liegt ihr im Blut. Und der Tanz erregt nichts Sinnliches in ihr. Sie tanzt um zu tanzen, gewahrt es nicht, daß der Tänzer sich mehr als nötig an sie schmiegt, daß er ihre Arme, ihre Hüften preßt. Kindlich rein beim Tanz, repräsentiert sie die Göttin des Wiener Walzers.

Für Musik hat sie wie alle Wienerinnen unendlich viel Verständnis, sie besucht alle Operetten, sie kennt alle Saisonschlager und sie singt nach dem Verlassen des Theaters die Melodien tadellos richtig nach. — Das Theater behagt ihr nur nach der leichten Richtung hin,

Burg und Oper kennt sie nicht, dagegen besucht sie die Variétés und produziert sich in heimischen Kreisen als Tirolersängerin. Stimme und musikalisches Gefühl hat sie immer, Gêne kennt sie nicht und der Sprung auf das Brettl eines vorstädtischen Volksänger-Ensembles würde ihr kinderleicht sein, wenn ihr das nicht die von der Mutter vererbten Grundsätze verbieten würden.

Sie wird hübscher, reifer, die Verführung wird stärker. Ein Offizier folgt ihr hartnäckig auf Schritt und Tritt, er nimmt schließlich die Gelegenheit wahr, in ihrem Hause ein Zimmer zu beziehen. Sie sieht seine Bewerbungen, sie fühlt sich geschmeichelt, es macht ihr Spaß, daß der hübsche junge Mensch sich vergafft hat, aber sie weicht nicht um Haaresbreite von den Wegen ab, die sie sich vorgezeichnet hat.

Und dabei steckt sie selbst voll Lebenslust und hört von den Liebesabenteuern der Freundinnen, sieht die Dienstmädchen mit den Soldaten in dem dunklen Hausflur stecken, wenn sie das Gaslicht entzündet und liest von den Verführungen in den Zeitungen. Sie ist gerüstet, sie lehnt Geschenke dankend ab, schickt Freibillets in's Theater den Spendern zurück und ist immer voll Charms und Güte. Keiner ihrer Verehrer zürnt ihr des Refus' halber. Ihre Laune ist göttlich. Frühmorgens wenn sie Bäcker und Milchfrau das Tor öffnet, singt sie ein lustiges fesches Lied, abends wenn sie für den „Vatter“, der das Tor aufzusperren hat, schwarzen Kaffee für die Nacht kocht, summt sie einen populären Refrain. Wenn die Mutter zerbrochenes Geschirr entdeckt hat und zu reifen beginnt, lacht sie, wenn der Pepi um drei Uhr morgens Bauchweh hat, beruhigt sie ihn und singt ein Schlummerlied. Sie ist der gute Genius des Hauses, die Dienstmädchen vertrauen ihr Geheimnisse an, die Schulbuben bringen ihr die Briefe ihrer älteren Brüder, die Gnädigen melden ihr die

Wünsche, die beim Herrn Hausbesorger geneigtes Ohr finden sollen und die diversen Astermieter kommen mit Blumen, mit Einladungen, mit Rendez-vous und Fiakerfahrten. Sie kennt genau die Gefahr die sie umgibt, sie kann nicht überrumpelt werden und es ist ganz überflüssig wenn ihre Mutter gelegentlich bemerkt: „daß d' m'r net mit die Haderladeln im Haus was anfangst!“ Leicht ist ihr Blut und sie ist keine Muckerin. Die Liebe interessiert sie, aber um des Wohllebens halber würde sie keinen Kavaliar mit Millionen nehmen. Alles prallt an ihr ab, so lange sie nicht von der echten Liebe erfaßt ist.

Der Friseur, der seit einigen Monaten im Hause nebenan als Gehilfe dient, hat Gnade vor den Augen der schönen „Hausmeisterischen“ gefunden. Sie bleibt vor dem Laden stehn, sie duldet seine schmeichelnden Worte, sie drückt seine Hand beim Abschied und sie erträgt die Scherzworte der Hausbewohner, die das Ereignis beobachtet haben, mit Humor.

Ihre Stunde hat geschlagen. Außerlich ist ihr nichts anzumerken, da markiert sie die resche, fische Wienerin; aber innerlich ist sie mit sich zum ersten Mal im Unklaren. Sie liebt den blonden, strammen Friseur; sie fühlt es, sie könnte ihm nichts versagen; zum Heiraten aber ist's noch zu früh. Der Junge kann mit seinen paar Gulden kaum selbst auskommen, und sie hat vom Hause nichts zu erwarten. Der Vater braucht das auf, was er verdient, und die Mutter würde höchstens ein paar Gegenstände für die Wohnungs-Einrichtung abgeben.

Aber sie ist eine Wienerin. Sie läßt sich Moralgesetze nicht imputieren; wenn sie zu denken beginnt, dann scheert sie sich den Teufel um das Herkömmliche, dann entscheiden Temperament und Augenblick. — Und so mußte es kommen.

Eine lustige Gesellschaft unternahm eine Sommerpartie. Hinaus ging's nach den grünblauen Hängen des Rahlenbergs, nach den duftenden Höhen des Wiener Waldes, von denen man die Donau weithin und die große Stadt mit den unzähligen glitzernden Thürmen vor sich in sammtne Auen gebettet sieht. Wein und Musik entflammen die jungen, lüsternen Lebensgeister, Arm in Arm ziehen die Paare in den Laubwald, eng aneinander geschmiegt, auf moosigen Bänken ruhend und mit trunkenen Blicken die Schönheiten der Welt in sich saugend.

Die junge Hausmeisterische hat sich mit ihrem Friseur gefunden. Sie denkt nur eins: sie liebt ihn. Und sie erwidert seine Küsse. Kein Widerstreben, kein Zögern. Ueber ihnen leuchtet ein blauer Himmel, er ist Zeuge, daß sie Naturgesetz und Leben zueinander führen. Um sie der Zauber des Waldes, Ahorn und Eiche mit dichtem Laub, üppiger Farn und unzählige gelbe Blumen. Der Fink fliegt zur Gesponsin ins Nest, Fliegen nützen die Luft des Eintags, da finden sich auch die jungen Menschen. „Wer büßte der Minne Macht?“

Es ist bald allbekannt, daß die Hausmeisterische mit dem Friseur „geht“, die Eltern wissen's und das Mädchel macht selbst kein Geheimnis daraus. — Und ganz kurz darauf ist Hochzeit. Er ist Gehilfe und sie nimmt eine Stellung an; wenn er ein paar Gulden hat, um in der Vorstadt ein kleines Geschäft aufzumachen, dann ist die Not zu Ende. Und sie bleibt ihm fürs ganze Leben eine treue, aufopfernde Gattin. — Er war ihr Erster er bleibt ihr Einziger.

2. Karriere

Sie stand im siebzehnten Jahre und ihr Leben floß ruhig hin. Nicht einmal die Anwartschaft auf das große Glück, das jedes gutgebaute junge Mädel in der Tasche trägt, winkte ihr. Täglich sahen sie hübsche Männer; alte und häßliche lachten ihr mehr oder minder unverschämt ins Gesicht, aber weiter war's nicht gekommen. Sie hieß Elisabeth und hatte hübsche blaue Augen, ihre Gestalt war mädchenhaft schlank, und wenn sie zum Rolladen schritt, dann konnte man die graziösen Bewegungen bewundern.

Ein junger Kommiss von Freiberg & Kompagnie sah sie einmal am Morgen. Und da sie den schweren eisernen Balken nicht leicht in die Höhe brachte, half er ihr. Dieser Ritterdienst genügte vollständig, um sie für den jungen Menschen einzunehmen. Auch sagte er ihr: „Fräulein Elisabeth“. Von nun an tat sie so, als sei das Schloß am Laden alltäglich verrostet und wartete auf die getreuen Dienste des Seladons. Am ersten Samstag im Mai sagte der liebenswürdige Friß von der Freibergschen Seidenfirma: „Wollen Sie morgen mit mir in den Prater kommen?“

Sie sagte: „Es trifft sich gut, ich habe morgen Ausgang!“ — Kaum hatte sie das Wort ausgesprochen, als es ihr schon fürchtbar leid tat. Sie fügte auch gleich

hinzu: „Morgen muß ich nämlich nicht auf die Kinder von meiner Tant' achtgeben.“

Er war sehr beglückt, drückte ihr wärmer als sonst die Hand und empfahl sich. „Beim Tegetthoff-Monument um 2 Uhr!“

Er trug einen Girardihut, der noch sehr verfrüht war und eine große, schon angefränkelte Rose. Daneben hingen auch zwei Stämmlein Maiglöckchen. Die Frauen auf der Praterstraße verkauften sie nicht anders, als um zehn Heller. Fräulein Elisabeth hatte eine blaßzarte Bluse, der Rock war übermäßig durch „Kleiderschützer“ gehoben. Aber das mußte so sein, die Tante hätte ihn sonst nicht hergeliehen. An ihrer jungen Brust sah man weißen Flieder. Der sah sehr hübsch aus und war aus dem Garten genommen, den der Onkel verwaltete. Leuchtend sah der junge Mensch ihre sanfte Maienschönheit und begriff erst sein Glück. Gleich gab er ihr den Arm und sie schob ihm keck den ihren hin. Dann wandelten sie stumm zum Präuscher und die Schrecklichkeit des Hugo Schenk und der mittelalterlichen Marterwerkzeuge, die er sie (gegen Extrahonorar) ansehen ließ, brachten sie unendlich nahe. Beim Ringelspiel fragte sie ihn nach dem Vornamen und er drückte ihren Arm zärtlich, schließlich ließen sie sich photographieren. Aber das erste Bild war verwackelt und der brave Photograph lieferte ihnen ein anderes. Fritz bezahlte achtzig Heller, dafür ging das Bild in sein Eigentum über. Er betrachtete es lange und sie sagte lächelnd: „Da geben wir ein ganz hübsches Paar.“ Wieder quittierte er errötend. Sie sah auch in viele andere Buden, aber Freiberg & Komp. hielten ihre Leute nicht so, daß sie ungestört Gelder für Praterschaustellungen zur Verfügung hatten.

Gegen acht Uhr abends tranken sie beim Prohaska ein Glas Bier. Sie hatten beide Hunger; er ließ es

nicht merken und sie sagte nichts, sie wußte wohl, wie viel die Glocke geschlagen hatte. Dann gingen sie schweigend nach Hause durch die laue Praternacht, durch die staubatmenden Gassen an der vollgepfropften „Elektrischen“ vorüber. Er hing sich jetzt in ihren Arm, und sie duldete einen zärtlichen Druck. Er sprach nichts von seiner Liebe, und sie dachte nicht an ihn. Hunger, Hunger, das war das einzige starke Gefühl. Um halb zehn Uhr zog Elisabeth die blaue Bluse aus und stellte der Tante die Tuchschöß zurück. Dumpfe Staubwolken lösten sich bei der leisesten Bewegung aus dem Rocke. Das Mädchen aß viel und sprach nichts. Die welterfahrene Tante sagte: „Recht is so, a Madel muuß an Hunger ham, wann s' z' Haus kommt!“ — Es lag in dieser Bemerkung eine starke Dosis Menschenkenntnis und Philosophie. Der Onkel aber nickte und schnitt seine Kuba in zwei Teile, um sie in Raten zu rauchen. Elisabeth sprach nichts. Sie aß viel und träumte vom Präuscher, von Musik und von einem guten Praterrestaurant.

Als der nächste Sommer ins Land zog, war aus der Elisabeth eine Lisi geworden. Sie stand nicht mehr beim Kollbalken, sie verkaufte Spitzen, Mäuschen und Knöpfe für Damenkleiderzubehör. Ihre Augen waren noch immer schön blau, ihre Gestalt schlank und frisch. Nur verstand sie jetzt schon, daß die Leute ihren Schritten nachblickten. Eines Tages bemerkte Lisi beim Nachhausegehen einen ungemein feinen Herrn. Seine Schuhe waren Ganzlack und dabei schwebte er mehr als er ging. Er hatte auch eine feine lebenswürdige Sprache, seine Bewegungen waren höchst korrekt: mit einem Wort, er war Zahlfellner.

Lisi ließ sich begleiten. „Am nächsten Sonntag bei der Stadtbahn-Haltestelle Prater!“ Diesmal hatte Lisi einen großen Hut mit Kornblumen, einen weißen Rock und eine weiße Bluse mit goldenen Knöpfen. Der Gürtel

war blau mit einer Sezessionsspange. Sie sah sehr hübsch aus, aber ihr Bild verblaßte neben dem seinen. Er war mit dem stramm aufwärts gerichteten Schnurrbart der ganze deutsche Kaiser. Er trug ein samtnes Gilet mit schrecklichen Seidenblumen, einen Gehrock und an den Stiefeln Gamaschen. Dazu hellgelbe Handschuhe, Cylinder und einen Stock mit Silberkrücke. Ohne Zweifel wollte er einmal spanisch kommen. Der Zug in den Prater begann, aber diesmal sah sie sich beim Präuscher den Riesen an. Beim Photographen wurden zwei Bilder angefertigt. Eines für sie, eines für ihn. Visi guckte im ganzen Raum herum, denn sie mußten lange warten. Mit einemmal begann sie furchtbar zu lachen; da in der zweiten Reihe links, hing ein gelbes, vertackeltes Bild. Sie hatte sich erkannt und den jungen Menschen mit dem sie das erstemal ausgegangen war! Nein! Wenn sie sich heute sah, wie sie damals mager gewesen war, und dann der arme Bursche, der arme Teufel, der vor dem Sperren zu Hause sein mußte, um das Sechserl zu ersparen.

Der „Herr Franz“ war ein ganzer Kavaliere. Er duldete jede Ausgabe, nur das Ringelspiel war verpönt, seine Toilette wäre zu sehr aufgefallen; er sagte das in zarter Bescheidenheit so: „Mit derer Klust darf m'r am Sonntag net unter die Leut'.“

Souper im „Eisvogel“ und Einspänner nach Hause. Während der Fahrt zwei, drei heiße Küsse und glühende Versicherungen: „Schau'n S', Fräulein Visi, Sie könnten's so gut hab'n.“ Sie trat ein und die Tante fragte sie: „Hast an' Hunger?“ Visi verneinte. Und das war der guten Dame recht. „A anständig's Madel muaf wenigstens was z' essen kriegen, wann's ausg'führt wird,“ lautete der Spruch der Tante. Visi aber war müde von dem Lärm, vom Bier und von den heißen Worten. Sie lag bald im Schlaf und träumte von einem Fiacker auf Gummirädern.

Und wieder war es ein neuer Mai. Sie hieß jetzt Lisbet und verkaufte Handschuhe. Und war noch tausendmal schöner geworden. Ihre Kleider flossen jetzt raffiniert glatt und seiden an ihr hinab und alles war Harmonie und Grazie: die schwarze Bluse, das aufgesteckte Haar; die Augen und die feine Türkenbroche. Einmal kam ein sehr junger Herr und ließ sich Handschuhe anziehen. Ein feines aristokratisches Bürschchen mit ausgesprochenem Lebebedürfnis. Sie ermunterte ihn durch „neunzackige, blaublütige Finger“ und er errötete. Da er noch sehr jung war, fiel ihm nichts anderes ein: „Sind Sie schon einmal im Prater gewesen?“ — Sie wollte umfallen vor Lachen, aber dann sagte sie: „Ja als Kind mit der Tant'.“

Er lud sie gleich für den nächsten Sonntag ein, denn an Wochentagen ging's nicht, und diesmal wurde Lisbet ausgefahren, nicht ausgeführt. In der Hauptallee jagte der Wagen zum Lusthaus und die Kleine hielt sich den rosa gepuzten Hut und sah den Vorüberfahrenden fest ins Gesicht. Ihr Seidenrock flatterte und rauschte im Winde, und ihre Ähnlichkeit mit Reznicek's Damen wurde unverkennbar. Leider kannte sie niemanden, aber sie stellte sich's wunderbar vor, von Hunderten erkannt, begafft und beneidet zu werden.

Der liebe Niki grüßte viel und saß sehr korrekt neben ihr. Er hörte den Spruch seines klugen Onkels immer: „Wenn man eine Maitresse hat, benimmt man sich nie vertraulich.“ Und den Eindruck des jungen Elegants, der sich schon zu krümmen beginnt, wünschte er zu machen. Er wollte in die Stadt zum Souper, sie wünschte im Prater zu bleiben. Es belustigte sie ungemein, die vertrauten Buden zu besuchen. Beim Bräuscher besah sie sich die Mörderinnen des Panoptikums, winkte dem Riesen und begrüßte Hugo Schenk, beim Photographen lugte sie verstohlen nach dem alten Bild, es war jetzt schon

weiß und das Gesicht des Kommiss konnte man nicht erkennen. Dem lieben Bürscherl neben sich sagte sie immer: „Jessas, Herr Graf, wie's da zugeht in dem Prater!“ Der fuhr mit ihr Ringelspiel, schoß und tanzte, denn das waren Späße, die sein Onkel immer als „chochic“ bezeichnete. Sie nachtmahlten sehr nobel in „Benedig“ und tranken Champagner. Bubi hatte eine Zigarre um drei Kronen im Mund und der Wagentürlaufmacher erhielt einen Silbergulden. Um Zwölf war Lisbet zu Hause. Die Tante fragte nichts als: „Champus?“ Lisbet nickte, ließ sich von der Tante ausziehen und fiel auf's Bett.

Die brave alte Dame räumte das seidene Zeug beiseite und sagte zu ihrem wackeren Eheherrn: „So is recht, wann a anständiges Madl an' Schwammer hat, so muas do wenigstens was Urndtlichs trinken ham!“

3. Turf-Birl

Der Name klingt nur so anders, sie ist in Wahrheit ein ganz reizendes Geschöpf, echtes Wiener Blut, schick, fein, herzig und dabei hübsch — hübsch zum Anbeißen. Nur die Glücklichen, die sich für den Pferdesport interessieren, sehen sie. Sonst geht man an ihr vorüber und beachtet sie nicht, denn auf der Kärntnerstraße und in Mariahilf sieht man viele Mädels ihrer Sorte, klug, bescheiden, lieb und hübsch — hübsch zum Anbeißen.

Aber da ist die Freudenau, da ziehen die Bilder schnell vorbei, da sieht man schöne Frauen, Kavaliere, seidene Kleider, gute Pferde. Dann klappern die Maschinen und jeder Mensch hält Banknoten in den Händen. Die Luft ist erfüllt von dem schwachen leimigen Geruch des Geldes. — Sie wartet nahe der Barrière, bis ihr Jockey kommt, der mit der gelben Kappe und mit den roten Sternen, sie kennt seinen Namen nicht und sie weiß auch nicht, in wessen Diensten er steht. Aber er ist ihr Jockey. Und dann das Pferd! Hat man je so ein schönes Pferd gesehen? Ach, dieser Kopf, rein zum Verlieben! Denke niemand, daß sie nichts von Pferden versteht. Die sind nun einmal ihr Faible. Und erst die Rennen. Wenn die Klingel tönt, wenn die Flagge fällt, wenn die Menge mit den scharfen Gläsern wie ein Geschöpf mit einem

einzigem Kopfe nach den kleinen Figuren auf dem fernen Rasen sieht, dann kriegt sie Leben. Da jagt das Blut durch ihre Pulse, da glüht sie, da leuchtet's auf in diesen Augen, da weiß sie, was Leben ist. Sie klatscht in die Hände, sie erzählt es strahlend der Freundin: „Gast du Taral gesehen? Wie der oben sitzt!“ Und sie hat doch wahrhaft gar kein Interesse an Roß und Reiter. Sie liebt nur den Sport, die Sache, nicht die Figuranten.

Wer sie ist?

Die Tochter eines Fiakers, die Nichte eines Fleischhauers. Aber sie liebt nur schöne Pferde; das liegt ihr, der Wienerin, im Blut. Sie findet es lächerlich, daß sich die Fremden über die hohen Preise der Fiaker aufhalten; sie findet es anmaßend, daß es anderswo auch Fiaker gibt. Sie versteht sich auf Pferde, auf gute Rasse. Wenn sie einmal Frau Krallinger wird oder Frau Kratochwil, dann wird ihr Mann nie einen schlechten Kauf mit den Pferden machen.

Beim Trabfahren ist sie noch besser zu Hause. Die englischen Jockeys „stieren“ ihr's. Der Namen wegen. Und ihr Ideal ist ein Trabfahrer: Maxl Wöß. Nur weil er populär ist, weil sie ihn an seinem blonden Schnurrbart kennt, weil er seit Jahren an jedem Rennen teilnimmt, weil er oft siegt, weil sein Name in ihrem Elternhaus genannt wird. Es giebt wenig Namen von größeren Persönlichkeiten in ihrem Register.

Wie sie ausfieht?

Schlank und blond. Der Panama sitzt ihr wie angegossen. Die weiße Schoß fällt an der Hüfte knapp herunter, dann wird sie ein wenig weiter und endet fußfrei. Strümpfe schwarz und Schuhe weiß, die Bewegungen voll Grazie und natürlich. Die Bluse sitzt lose, die Ärmel lassen das Fleisch frei. Die Prinzessin

aus dem Märchen. So jung, so lebensfreudig — und wer sie sah, der mußte sie lieb haben.

Man trifft sie in dieser Form in Wien, in Baden, in Rottingbrunn. Wo Pferde sind, da ist sie zu Gast. Nie ohne den „Batter“. Denn der ist der rechte Sachverständige, der sieht's nur zu gern, wenn's Mad'l a bisserl a Verständnis für die Roß' hat.

Seit früher Kindheit ist sie auf dem Turf. Ist sie in ein Tier verliebt, dann wird ihr Wissen unheimlich. Kein Gelehrter weiß mehr vom Pedigree. In der Freudenau zählt sie von „ihrem“ Pferd die Ahnen auf, beim Trabfahren erklärt sie's den Umstehenden: „In Amerika gehen die Pferde viel schneller, aber die Gangart ist unrein, darum ist der Reford unerreichbar. —“

Viele sehen nach ihr, viele freuen sich an ihrem Charme, viele sprechen mit ihr. Sie ist liebenswürdig, freundlich und schlagfertig. An ihrem Lachen erquicken sich die, die verloren haben. Wer gewonnen hat, ist ihr Freund, sie liebt das Gewinnen, weil das Geld von den Pferden stammt, weil es am Turf gewonnen wurde, weil der, der's hat, Beweis dafür erbrachte, daß er von Pferden was versteht. Und der Mensch fängt bei ihr beim Ziafer an und endet beim Herrenfahrer.

Hastig schlürft sie ihr Eis, rasch verzehrt sie den Guglhupf, beim nächsten Rennen ist sie wieder an der Barrière.

Sie wendet sich an den nächstbesten: „Rennen Sie den „Wig-Wag“? Da geht er. Was sagen Sie zu dem Pferd?“ Der nebenstehende antwortet dem hübschen Mädel gern, sogar sehr gern, sie lehnt sich an, sie drückt seine Hand in der Aufregung des Rennens. Wenn der „Wig-Wag“ Erster wird, möchte sie dem Fremden am liebsten an den Hals fallen. Der hätt' ja nichts dagegen, aber er zieht aus dem Benehmen so seine Konsequenzen.

Dann bittet sie um das Ticket. Sie will einkassieren gehen, am Schalter stehen, mit den Nebenmenschen davon sprechen, daß sie's im Vorhinein wußte, daß sie sich auf Pferde versteht, sie, die Tochter eines Fleischhauers, die Nichte eines Fiakers, oder umgekehrt.

Sie spricht von den Pferden, der Fremde kommt auf andere Themata, auf ihre Schönheit, auf ihre Liebenswürdigkeit, auf die Möglichkeit eines Wiedersehens.

„Beim nächsten Rennen.“ Sie sagt es ihm frei, daß sie sich schon darauf freut und der Arme hofft und hofft. Das nächstemal kennt sie ihn nicht mehr. Höchstens daran: „Sie sind der, der den Wig-Wag gehabt hat!“ — denn sie lebt nur im Rennen, sie wird elektrifiziert, wenn sie Pferde sieht. Sie ist sonst spröde. Duzende haben sich die Hörner abgelaufen im Wettkampf darum, wer ihre Gunst erwirbt. Einmal haben sie eine Partie gemacht, vielleicht zwölf in einem großen Omnibus. Sie saß neben dem Kutscher. „Lassen S' die Pferde laufen.“ Der am Vord war ein junger Bursch und hielt die Zügel fest. Er tat ihr gern den Gefallen. Da fuhren die Braunen davon. Die andern im Wagen schrien, wie es über die Holpersteine ging, sie aber schnalzte „Tjh, tjh!“ Der Junge schlug den Arm um sie und küßte sie derb auf den Mund. Das ließ sie sich ruhig gefallen, denn sie sah nach den Pferden und merkte es nicht.

Es gibt für sie keine Leckerbissen, keine Edelsteine. Ein Souper beim Sacher imponiert ihr nicht. Wer ihr nahetritt, kann die Herbheit ihrer wienerischen Jugend zu spüren bekommen. Sie hat ein Lexikon von ihrem Vater geerbt, ein Lexikon an Ausdrücken, die sich gewaschen haben. Hart und spitzig im Leben, wird sie weich und willig auf dem Turf. Das reizt sie, das erregt sie, das bringt ihr Blut in Flammen. Verstehe

es, wer da wolle, es ist wie ein Kausch beim Heurigen. So hat sie schon viele getäuscht, die auf dem Turf ihren warmen Atem verspürten, ihren zärtlichen Blick fühlten. Kamen sie ihr draußen nahe, dann saß ihr die Hand lose.

Am Tage nach dem Rennen ist sie noch ganz duselig. Sie versinkt in Apathie. Und dann wird sie die gute, liebe Haustochter. Denn sie ist unverdorben und darum macht ihr der Vater die Freude: „Sunntag geh'n m'r zum Fahr'n!" — Wäre sie als Aristokratin geboren, sie wäre die Heldin aller Schnitzeljagden. Wäre sie Artistin, sie würde Jillis in den Schatten stellen, wäre sie ein Mann, dann hätte sie mit ihren neunzehn Jahren längst ein „Beugel" und würde am Graben stehen. Aber sie ist nur ein einfaches bürgerliches Mädcl — Turf-Girl.

Auf den Straßen geht sie ruhig ihres Weges, Gefen und Tölpel versuchen es vergeblich, ihre Aufmerksamkeit zu erregen.

Da rast ein Wagen daher, er hält das Wiener Tempo, die Pferde schäumen, die Tiere sind bespritzt mit Rot. Sie bleibt stehen und ihr Mund öffnet sich vor Neid und Begierde.

Ein Pferd, ein Pferd! Eine Todsünde für ein Pferd!

4. Die Probier-Mamsell

Die ganze Gasse war immer auf, wenn die Mädels vom Salon Reif aus dem Hause kamen. Plappernd, lachend, scharrend und rauschend polterten sie die drei Stiegen hinab und atmeten dann hoch auf, wenn sie unten standen. Man erkannte an ihnen die Schneidermädels, wenn sie auch sorgsam die Heftfaden von sich abstreiften, die zerstochnen Finger in leichte weiße Handschuhe tauchten und wenn auch immer peinlich eine die andere kontrollierte, ob ihr nicht noch eine blanke Näh-nadel im Busen stak.

Einige hatten schöne moderne Unterröcke und paradierten mit ihnen, andere waren vorsichtiger, der Strümpfe wegen, auf die eine Schneiderin nun einmal prinzipiell nichts hält. — Abgeholt wurden sie alle. Die dicken, die mageren, die hübschen, die häßlichen. Beim Hause aber sah man niemand. Das hatte der Chef nicht gern und seine Gattin erst recht nicht. „So lange ich euch sehe, Kinderchen“, pflegte sie zu sagen, „so lange habe ich die Verantwortung.“

In den benachbarten Haustoren, an den Straßenecken, in den Cafés, in der Bierhalle und im Park harrete die wohlorganisierte Armee der Seladons der kleinen Nähmädchen. Es war sehr hübsch anzusehen, wie sie sich

ernstlich von einander verabschiedeten und wie fünf Minuten später alle ihre Begleiter gefunden hatten. Zugereiste Augenblicksverehrer, die der Moment das Nachsteigen lehren wollte, zogen ab, das gab's nicht beim Salon Reif. Der Galan war schon längst erworben, freie Stellen gab es hier nicht mehr. Und die Paare schritten die Straße entlang, verloren sich in der Menge der wirbelnden Gaffer, kamen über die alten Linien und fanden Raft in den Vorstädten, wo der dichte Dunst des Großstadt-Qualms sich verzieht, wo sie freier atmen und das Joch abschütteln. Der Sommerabend war ihr Eigentum.

Fräulein Berta kam später.

Sie zog niemals mit den anderen. Ihre Stellung verlangte das schon so. Und wenn sie über die Stiege hinunterschritt, dann hatten sich die Leute schon längst beruhigt, dann waren Kellner und Kommiss und Friseur in ihre Läden zurückgegangen. Sie trug seidene Unterröcke, hatte einen kolossalen schwarzen Hut mit aufstrebender Feder und war Probiermamsell. Die erste Probiermamsell vom Salon Reif! Fräulein Berta hatte noch nichts hinter sich. Mit vierzehn Jahren trat sie bei Reifs ein. Die waren damals kleine Schneiderleute und Berta war Zuhelferin. Mit siebzehn Jahren nahm man sie in den Salon, der von der Vorstadt nach dem ersten Bezirk übersiedelt war. Und Berta wurde Probiermamsell. Sie kannte das Leben von der Ottakringer Hauptstraße bis zum Ring. Man soll aber nicht glauben, daß dieser tägliche Spaziergang nicht in die Geheimnisse des Lebens einweihet! Er tut's besser als Bücher und Theater. Da sieht sie die Vorstadt mit den mühseligen Geschäften, die kleinen Beamtenfrauen, die mit dem Kopfstuche zum Markte eilen und zu Hause die Fenster cheuern, wenn's bißchen finster wird. Dann kommt

sie an Kaffeehäusern vorüber, wo Mädchen mit übernächtigen, müden Gesichtern den Zucker für die Frühstücksgäste aufstellen. Sie sieht die Sammerorte, zu denen das Glend führt, Landesgericht und Findelanstalt und Krankenhaus. Und dann tut sich das Leben vor ihr auf, die große Stadt mit dem Millionenprunk. Paläste, Schauläden, Zutwelen, Zuckerbäcker, Wagen mit Pneumatiks, Mädels mit schicken Hüten und Frauen mit feinem Schuhwerk und prachtvollem, gutgepflegtem Teint. So kann sie selbst abwägen, was dem irdischen Sein besser frommt.

Die Berta hat noch alles vor sich. Sie wohnt bei der Mutter, kommt pünktlich nach Hause, lacht über die Bewerber, die sich auf der Straße oder beim Sonntagsausflug finden, und ist nicht wenig stolz auf ihre Stellung. Die Eitelkeit ist verzeihlich. Denn die Stellung der Probiermamsell ist so wie eine Vorstufe zur Venus von Milo. Die Baronesse Behrens, die eine hochgezogene Schulter hat, findet das Kleid süperb, wenn es die Berta anprobiert und die stark abgeplattete Majorin Greif sagt immer, wenn sie ihre Robe an der Probiermamsell sieht: „Endlich einmal eine Toilette, die die feinen Formen zur Geltung bringt.“ Ihr sitzt eben alles. Ihr Körper ist ebenmäßig, ihre Büste ist prachtvoll, an ihr ist nichts zu tadeln, sie ist nicht so mager, daß sie nicht Schwarz tragen dürfte, sie ist nicht so dick, daß helle Farben sie plump machen würden, sie kann Brautkleider anlegen und sieht jungfräulich aus, sie darf Negligés nehmen und man hält sie für eine entzückende junge Frau.

Solche Talente bleiben aber in Wien, wo man so viel auf gefällige Gesamteindrücke gibt, nicht lange verborgen. Und der erste, der es merkte, war Herr Reif, der Chef des Salons, der von einem mährischen Provinznest vor dreißig Jahren nach Wien gekommen war, um

den Wienern zu zeigen, wie man sich in Paris kleidet. Mit Rücksicht auf seine angesehene Position, auf seine vielen Untergebenen, auf seine noble Kundschaft und auf seine Frau ging er sehr vorsichtig ans Werk. Berta wurde erste Probiermamsell, hatte besseres Gehalt und wurde angewiesen, sich standesgemäß zu kleiden. Das tat sie gern, und so kam es, daß sie wie eine Gräfin einherging. Ihre Mutter sagte es wenigstens, daß sie so aussähe. Sie war immer eng gepreßt, denn jede Probiermamsell hält auf Tournüre, an ihr war alles Seide und ihre Hüte waren immer groß und schwarz und modern. Die letzteren bildeten insbesondere das Ziel der Sehnsucht aller kleinen Nähmädchen.

Berta wurde mit jedem Tag hübscher und die Reflexe ließen nicht auf sich warten. Wenn die Probiermamsell einmal zu einer exquisiten Kunde gehen mußte, schritt das Laufmädchen mit der großen Holzschachtel hinter ihr her. In Respektsentfernung natürlich. In der Wohnung nahm der Herr Major, der Herr Baron oder der Sohn des Hauses gerne Gelegenheit, „anzubandeln“, aber es war überflüssig, Berta gab auf derlei Dinge nichts, sie dankte höflich für Rendezvous.

Ein feiner Oberleutnant begleitete sie einmal drei Tage lang durch die ganze Alferstraße, dann wurde es ihm zu langweilig, denn er war gewohnt, zu siegen. Im „Kleinen Anzeiger“ der Tagesblätter wurde sie oft gesucht. Einmal verliebte sich einer auf der Stadtbahn in sie, einmal einer auf der Tramway. Sie lachte darüber, antwortete nicht und erzählte der Mutter davon.

Warum sie tugendhaft war? Ganz ohne bestimmte Absicht, ohne Ermahnungen, ohne Grundsätze. Instinktiv scheute sie jeden Schritt vom Wege. Equipagen und schöne Kleider gefielen ihr ja, sie hätte keine Wienerin sein müssen, um nicht nach dem Wagenforso in der

Praterallee Sehnsucht zu empfinden, aber Landpartien mit Freundinnen und jungen Leuten genügten ihr auch. Ließ sie irgend einen, der zärtlich werden wollte, abblitzen, dann lachten die anderen und sagten: „Laß geh'n, die Fräul'n Berta wart' ja auf an' Fürschten.“

Das war aber unrichtig; hätte sie die Leute, die ihr Equipagen und Juwelen geben wollten, nur ein kleines bißchen gern gehabt, dann säße sie längst schon im Gummiradler.

Die Probiermamsell tat ruhig ihren Dienst, sie pflegte ihren Körper, der um keine Linie voller oder zarter werden durfte, und als sie die Bemühungen des Chefs erkannte, lachte sie, obwohl das eigentlich gar nicht lächerlich war. Gehaltsverkürzung, Vörgeleien, Androhung von Entlassung, schlechte Behandlung vor den anderen, das kann schon ein Mädel klein kriegen.

Auf der anderen Seite aber Gehaltsaufbesserung und eine leitende Stelle in der Filiale Mariahilf. Sie mußte nur am Abend in die Pilsener Bierhalle kommen und die Sache war entschieden. Sie wollte zum Rendezvous, zu Hause machte das keine Schwierigkeiten — Ueberstunden sind für jede Schneiderin willkommene Ausreden — aber im letzten Moment fuhr sie vorübertrat die kurze Reise nach der Hinterbrühl an, wo die Chefin krank lag und erzählte die Perfidie. Die Dame war sehr erregt, Herr Reif wurde telephonisch berufen und in zwei Tagen bekam die Probiermamsell den Auftrag, den Dienst nach wie vor zu versehen. Herr Reif freilich, der von seiner Gattin abhängig war, übersah sie ganz und reichte ihr beim Abschied nicht mehr die Hand. Er verachtete sie.

Der Geschäftsdienner, der erst zwei Wochen im Salon bedienstet war, lachte sehr, als er das sah; er hatte von den Mädeln schon manches munkeln gehört. Da er

einen hübschen blonden Schnurrbart hatte und ein gefälliger Bursche war, durfte er die Berta einmal begleiten, als sie später wie sonst aus dem Geschäft ging. Er wohnte am Neubau, aber er ging schon mit nach Ottakring. Sie sprachen vom Chef, von der Chefin, die das ganze Geld hatte und sehr schwer krank war, und von den anderen Mädeln, die gar nicht vierzehnarätig waren. Er hieß Gustav, sie hörte ihm zu, wenn er von seinen Militärjahren sprach, sie fand ihn sehr hübsch, obwohl er mit dem abgeschabten Gewand, mit dem altmodischen Hut neben ihr eine sehr spaßige Figur machte. Nun gingen sie täglich zusammen und am nächsten Sonntag war er mit bei der Partie nach der „Rohrerhütte“. Es war eine flotte Gesellschaft. Man sang und der Gustl hatte den besten Tenor. Im „Ueberschlagen“ hatte er selbst im Brucker Lager keine Konkurrenz gehabt. Die Berta ließ sich den „Auerhahn“ dreimal von ihm solo singen.

Am nächsten Montag kam die Probiermamsell spät nach Hause. Die Mutter fragte sie gar nicht, wo sie war. Wenn die Berta einmal nicht rechtzeitig kam, dann gab es eben Ueberstunden. . . .

Nun war Frau Reif längst tot und der Geschäftsdienner Gustav hatte sich seinen Posten verbessert. Der Inhaber des Salons aber faßte einen großen Entschluß. Das Geschäft florierte, der Salon gewann immer nobleres Publikum. Da war eine Frau notwendig, eine Frau, die etwas vom Geschäft verstand. Nach dem Gelde mußte er nicht sehen, Figur mußte sie machen, die Kleider, die sie trug, mußten Reklame sein. Und da er rund fünfunddreißig Jahre älter war als Berta, fand er diese Verbindung für die klügste. Sie wollte lange von ihm nichts wissen, aber da kam er eines Sonntags vormittags im eleganten Coupé nach der kleinen Gasse in Ottakring.

Die Leute blieben stehen und sahen nach dem feingekleideten Herrn, der die schmutzige Stiege emporschritt und an der messingenen Klingel zog. Die Mutter öffnete in Eile, Berta stopfte eben ihre zerrissenen Strümpfe. Hübsch war sie auch im Hauskleid, und da er den Verlobungsring mitgebracht hatte, wurde die Sache perfekt. Sie küßten sich vor der Mutter und die Alte sprudelte, soweit das ihr zahnloser Mund erlaubte, Segensprüche hervor.

Sie zogen dann in ihr eigenes Haus und mit den Landpartien war's aus, denn die Berta hatte ihren Fürshten gefunden. Bei der Hochzeit sagte der Bräutigam, der sich den Bart färben ließ: „Kinder, brav sein is alles; hätt' mich die Berta früher gemocht, in Unehren, sie wär' nie meine Frau geworden.“ Und sie tranken sich gerührt zu.

Die Fischer-Mizzi ist jetzt erste Probiermamsell. Sie trägt seidene Unterröcke und große schwarze Hüte. Erst wenn die plappernden, lachenden, liebeshungrigen Schneidermädeln den Salon verlassen haben, geht sie mit leuchtendem Blick nach den stilleren Straßen der Vorstadt. Sie siehts wie einer Zukunft Vorhang wallen!

5. Komteßchen

Sie ist ein echtes Wiener Mädel. Unendlich viel Charme, Grazie und Freude am Leben. Ihre Gestalt ist gar nicht aristokratisch, sie hat nichts Schlankees und viel mehr Weiches. Ihre Augen sind lebhaft, ihr Mund ist lose. Ihre Sprache ist ganz bodenständig. Sie sagt „Jessas!“, wenn ihr etwas gefällt und „Das mag i net!“, wenn sie an etwas keine Freude hat. Sie ist sehr klug und ihr Lachen klingt frisch und herzlich. Darüber halten sich Papa, Mama und die beiden Brüder von der Garde auf. Man muß mit ihr sehr vorsichtig sein, denn Komteße Litti ist ein enfant terrible. Im Opernhaus gähnt sie bei neuen Opern, im Volkstheater hat sie mit den Fingern nach einem Darsteller gezeigt, der mit seiner faden Sprache dem Cousin Max ähnelt, und im Carl-Theater hat sie beim „süßen Mädel“ furchtbar gefächert, als sich eine eindeutige Situation ergab. Das hätte nun nichts gemacht, wenn nicht vis-à-vis ihrer Loge der Muffi gesessen wäre, der eifrig hinüber schaute. Und das war gewiß Abendgespräch im Klub: Die Litti hat sich vor Lachen nicht halten können, wie der alte Graf mit der Masseuse allein auf der Szene war.

Ins Burgtheater aber durfte sie nicht seit Menschengedenken, das heißt seit der Zeit Emmerich Roberts.

Damals war die kleine Komteße noch sehr jung und sehr mager, und sie schrieb einen Brief, in dem sie dem „herrlichen Künstler“ ihr Herz anbot; sie erbat sich ein Rendezvous im Stadtpark oder im Volksgarten in der Seufzerallee. Und Robert sandte den Brief der Gräfin-Mutter. Da gab's Familienrat und Eklat, und der älteste Bruder sann ernstlich darüber nach, ob er nicht trotz der beiderseits reglementmäßigen Ahnen unwürdig sei, die Kammererschlüssel zu bekommen. Eine Komteße, die einem Schauspieler schreibt!

Und nun ist Titti älter geworden und darf nicht mehr ins Burgtheater. Man fürchtet, sie könnte wieder den Rappel bekommen mit Reimers, Rainz oder einem anderen. Aber sie ist klüger, und als sie ihre Freundin Emmy ganz heimlich vor ein paar Jahren zur Geschichte mit dem Mantel mitnahm, da ließ sie der Prinzivalli ganz kalt, und sie sagte nur: „Emmy, das ist doch Pflicht jedes Christenmenschen, so was fürs Vaterland zu tun!“

Titti ist literarisch sehr begabt; sie hat viele Gedichte gemacht und ein Theaterstück geschrieben, aber die Liebe kommt darin so häufig vor, daß der alte Graf verzweifelt die Hände über dem Kopf zusammenschlug und einmal über das anderemal ausrief: „Ich möchte wissen, woher das Mädchel so viel von der Liebe weiß!“ — Ihre Lektüre war in ängstlichen Grenzen gehalten; Mama laut vor, und dann kommt Titti an die Reihe. Aber nebenbei liest sie auch auf eigene Faust. Und ihrem Lieblingsvetter Erwin hat sie's einmal gesagt, welche drei Autoren ihr die liebsten sind. Das heißt — die Autoren weiß sie nicht, aber die Bücher: „Nixchen“, „Reigen“ und „Der Schwachsinn des Weibes“. Der Erwin war sehr erstaunt; aber er ist Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle, er hat keinem Menschen davon

etwas gesagt. „Nixchen“ und den „Schwachsinn“ kennt er nicht, aber er hat so getan, als ob das grad so lustige Bücher wären wie der „Reigen“.

Titti ist auch sehr musikalisch; man hat ihr Schumann, Beethoven und Mozart eingedroschen; das kommt aber sehr spaßig heraus, wenn sie's spielt. Ueber Wagner lacht sie. Wenn die Freundinnen begeistert tun, dann macht sie's ihnen nach und kopiert ihre Verzückung beim „Feuerzauber“; den spielt sie schließlich auch, aber sie nimmt ihn im Walzertempo. Und das ist ihre musikalische Begabung: sie kriegt alles im Walzer heraus. Von Bildern spricht sie sehr viel; Papa wünscht, daß sie sich bei Liechtenstein und in der Schönborn-Galerie auskennt. Und das tut sie auch. Ihre eigene Ansicht aber sprach sie einmal dahin aus, daß sie ihrem Freund Erwin sagte, die Frauenzimmer von Afti seien tausendmal schöner als die des Rubens.

Als Titti siebzehn Jahre alt war, verliebte sie sich in ihren Stalljockei. Das war aber ganz innerlich, und kein Mensch merkte es; sie hätte nur gewünscht, er möge sich einmal das Bein brechen auf „Esmeralda“, dann hätte sie sein Gesicht mit Küssen bedeckt, und die gräßlichen Eltern hätten schimpfen können, so viel sie wollten.

Mit zwanzig erst wurde sie zu der wundervollen, gehätschelten Schönheit mit dem frechen Näschen, mit der ungezwungenen Liebenswürdigkeit, mit der unbezähmbaren Lebenslust in den Augen. Papa kannte dieses Alter und sagte zu Mama: Titti muß heiraten.

Titti lachte sehr darüber und war zu allem bereit. Mama fragte lauend, ob sie an Erwin denke?

„Gar ka Spur,“ sagte die Komtesse lachend. Und das war ausnehmend klug, denn Erwin war ein bißchen verlumpt, stammte aus einer verarmten Linie und stand

in dem Geruche, davon zu leben, was er im Ministerium in der IX. Rangklasse erhielt. So etwas Vächerliches gab es gar nicht mehr.

Titti erzählte ihm davon beim Tennis, und er sah sie lange an und fand jetzt bestätigt, was er ja schon wußte, das Mädel war wunderschön, und die Alten gaben ihr mordsmächtig viel Geld. Ihr Mann hatte es gut. Als sie dann im Automobil saßen, rückte er nahe neben Titti, und während er tat, als wollte er ihr etwas ins Ohr flüstern, küßte er sie über den Schleier.

Sie wurde sehr rot, und Erwin glaubte schon sehr frech gewesen zu sein; aber als sie ausstiegen, sagte sie: „Ich hab' dich sehr gern.“

Man mußte gar nicht lange suchen, um für Titti einen Mann zu bekommen. Da war der Baron Heinrich, ein junger Mann, liebenswürdig, hübsch, fein und mit einem unmenschlichen Vermögen, der hätte sich alle zehn Finger abgeleckt! Titti lachte über ihn und ahmte seinen Gang nach. Darin war sie überhaupt sehr geschickt, sie kopierte ihren ganzen Bekanntenkreis, und ihre Freundinnen lachten sich halbtot. Hinten dem Rücken sagten sie allerdings: „Die Titti ist furchtbar drollig, sie wäre eine ganz gute Schauspielerin geworden, für die Komödianten hat sie ja ohnehin immer geschwärmt.“

Als sie, beim Baron Heinrich jagten, war Titti sofort entschlossen, ihn zu heiraten. Es sah da wunderschön aus, das Jagdschloß war im Stile Louis quatorze, die Mleen waren behauen, und die Jäger bliesen einen schönen Marsch, als sie aus dem Wagen stiegen. Es war wie bei einem Fürsten.

Dann kam Erwin einmal zu ihnen und machte es schon so, daß sie allein waren. Titti ließ sich alles gefallen, er quetschte ihre Hand, er küßte ihre Fingernägel, er tat so, als möchte er sie jeden Augenblick umarmen.

Sie wollte immer neue Geschichten hören, sie interessierte sich nur für Brady, dort soll sich der Muki schauerös benommen haben und dann — mit wem war denn der Peperl dort?

Erwin wußte alles und erzählte alles. „Ich möcht' auch so gern amal paschen und „Da habt's mei' letztes Kranl singen,“ sagte Titti seufzend, Erwin aber lachte und strich ganz zufällig den seidenen Ärmel empor. „Noch eines möcht' ich gern wissen, wie is denn der Baron Heinrich?“

Erwin wurde nachdenklich und zögerte. „Warum?“ fragte er langsam. Da brachte sie's selbstverständlich hervor: „Na, ich heirat' ihn doch, in vierzehn Tagen ist schon Verlobung.“ — Der junge Aristokrat wurde sehr bleich und dann kamen bittere Worte von seinen Lippen: „So seid ihr eben, Titti, feige und schlecht.“ — Sie machte große Augen . . . „Was bin ich?“ — Er sagte jetzt: „Dumm und oberflächlich.“

Und nun fing sie an zu weinen und nannte sich die unglücklichste Person auf Erden, der kein Glück erblühe. Sie drohte sich das Leben zu nehmen, und Erwin beruhigte sie mit vielen Küssen, bis die Gräfin kam und die beiden wie gewöhnlich über Notenblättern studierend fand.

Im Juli aber sollte die Hochzeit stattfinden und Komtesse Titti freute sich furchtbar mit den vielen Kleidern. Sie war schon flügge geworden und bei der Madame Francine staunten sie, wie Titti schifanieren konnte: „Solche Ärmel tragen die Börseanerfrauen in Baden, solche Pliffés haben die Kokotten in Ostende, solche Bolants müssen die mageren Schwarzenbergs nehmen!“ zc. Es war erstaunlich, woher sie das wußte.

In acht Tagen sollte Hochzeit sein. Baron Heinrich war auf Kremelsdorf. Dort hatte es seiner schönen

Braut so gut gefallen, dort sollte sie die erste Zeit ihrer Ehe verbringen. Es war alles in Glanz und Parade, der Baron selbst richtete die Salons ein. Er schrieb Titti Briefe, liebevoll, und zärtlich und sie antwortete ihm im gleichen Tone.

Titti wollte mit ihren Eltern auf einem kleinen Landgut. Es gab viele Gäste da, die zur Familie gehörten und mit sollten zur Zeremonie nach Kremmelndorf. Am Morgen jagte Titti auf dem Rad nach dem Dorf, Erwin war mit. Als sie den Wald in Sicht bekamen, stieg die Komteße ab. „Du, Bubi, ich hab' mir's überlegt.“ — Er jagte: „Bist du müde?“ — Sie sagte: „Nein, nicht das, ich will den Heinrich nicht heiraten, ich will dich.“ Und sie flog ihm an den Hals, und die helle Julisonne sah mit auf die hübsche Szene. Er gab ihr die Küsse zurück und dann setzten sie sich wieder aufs Rad und fuhren weiter. Inmitten des grünen Tannenwaldes führte der Weg auf tiefschnittigen Geleisen. Da sich eine Richtung bot mit dichtem Gras und bunten Blumen, stiegen sie ab. Sie küßte ihn wieder, und er verspürte ihre Tränen auf seinen Wangen. „Ich will dir's nur sagen, Bubi,“ begann Titti, „ich hab' mir's genau überlegt, wir geh'n durch. Da ist der Fahrplan, ich hab' ihn mir vom Frik geben lassen.“

Aud sie reicht ihm den kleinen Taschensfahrplan, und da steht's schwarz auf Weiß, daß der Personenzug um neun Uhr zweiunddreißig vorübergeht. Erwin überlegt einen Augenblick. Das Schicksal zweier Menschen ist in seiner Hand. Soll er mit ihr davon? Solche Sachen sind schon dagewesen, sie enden mit Verzeihung und Stillschweigen. Aber es geht nicht, das dumme Ding weiß nicht, was es tut, und endlose Reue wäre die Folge und dann ist er dem Dofel zu viel Geld schuldig. Es wäre einfach Unsinn, sich auf diese Art eine Apanage zu expressen.

Ne, und man würde doch sicher nichts anderes vermuten.
Er blieb Kavaller.

Er sprach von den schönen Kleidern, von dem seideneu Zeug, von Spitzen und Anderem und von den Vorbereitungen auf Kremmeltdorf und da zerriß sie lachend den Fahrplan; um 10 Uhr waren sie wieder zu Hause. Mama machte ihr Vorwürfe: Wie kann sich eine Braut so frei benehmen?

Erwin erhielt auch seinen Tee. Er reiste ab. Titti nahm ihm noch früher das Versprechen ab, daß er im August einer Einladung nach Kremmeltdorf Folge leisten müsse. Sie sah mit ihren leuchtenden Kinderaugen in die seinen und er gab ihr lachend das Ehrentwort: Ich werde kommen!

6. Jours

Man sieht das Jour-Mädel nur in den höheren Regionen der Gesellschaft. Gute und emporgekommene Häuser bemühen sich, wöchentliche Tees und monatliche Tanz-Abende zu geben, und da kommen sie zum Flirt, die unschuldigen, jungen Mädchen in Begleitung der Mama, trinken Tee und essen Konfekt.

Diese Jours sind im steten Zunehmen. „Herr und Frau Soundsso empfangen dann und dann,“ heißt es, zuweilen ist der Text französisch, dann ist er nach feststehendem Muster abgeklatscht, oder er ist englisch, dann ist er unorthographisch. — Früher einmal waren diese Zusammenkünfte literarisch, wir wissen von den großen Saube-Abenden, von den historischen Salons des vorigen Jahrhunderts und des Vormärz, heute ist alles leicht und läppisch. Zunächst wird der Jour aufs humanitäre Gebiet gelenkt. Sie nehmen ihre Arbeitskörbe mit, die jungen Mädchen, wohl auch Nadel und Zwirn, und nun wird für hungernde Kinder in Kamerun oder für die unterdrückten Deutschen in Böhmen genäht und gestrickt.

Fräulein Daisy ist ein Stern der gut bürgerlichen Jours. Sie ist hübsch und elegant, hat großes Vermögen als Tochter ihres Papas und liebt nichts so sehr als

die entzückenden Empfänge bei ihren gut situierten Freundinnen. Das ersetzt ihr alles, was man sonst fürs Leben braucht. Nachdem die Gouvernante aus dem Hause kam, wurde Daisy für „perfekt“ erklärt. „Bildung hat sie, sie spricht alle Sprachen, Welt bekommt sie in den Jours.“ In der That, das Fräulein spricht ein vorzügliches Französisch, ein passables Englisch, ein zulängliches Italienisch und ein miserables Deutsch. Aber auf das nimmt man nicht so viel Rücksicht. — In den Jours werden Talente aller Art eingeführt und durchgesetzt, Klavierspieler mit langer Mähne, Maler mit dunkler Vergangenheit, Dichter mit trüben Versen und Philosophen mit blassem Lächeln. Dazu recht viel „feine“ junge Leute, die sich unterhalten wollen, und Offiziere. Bei denen rechnet man seit jeher nicht so stark auf Begabung und Individualität als auf dekorative Wirkung. — Hier lebt Daisy ihren Jugendtraum, hier kriegt der Brillant die richtigen Facetten. Daisy ist hübsch, das sieht man, Daisy ist reich, das weiß man, Daisy hat also ein Recht, zu den Sternen gezählt zu werden. — In der „season“ sind die Jours sehr häufig, sie folgen und gleichen einander. Heute beim Bankier S., morgen beim Generaldirektor B., übermorgen beim Juwelier D. — Die Damen erscheinen gegen drei Uhr, die Herren kommen etwas später, so gegen einviertel vier. Sie begrüßen die Hausfrau und dann flattern sie nach den Salons, wo sich Herzen zu Herzen finden. Denn der Flirt ist ja doch eine Hauptsache. Und man ist hier so ungestört, so unbekümmert um die Mitwelt, jedes Pärchen ist so sicher wie in den Mauern eines Separées und sicherer. Denn nichts schützt sie besser vor übler Nachrede, als daß es ihre Freundinnen gerade so machen. Die verheirateten Frauen lassen sich von einem Literaten in den besten Jahren die Details von Abälard

erzählen. Dann hören sie einem Maler zu, der von Makart'schen Scenen zu sprechen weiß.

Daisy ist in das „weiße Zimmer“ gegangen. Hier sitzen ein paar hübsche, junge Mädels, und das Zimmer ist in Gold und Rot gehalten. Heißt aber darum für ewige Zeiten das weiße Zimmer, weil es den unschuldigen jungen Mädchen als Retiro gilt. — Auf kleinen, geschmackvollen Sammtstühlen sitzen sie, dicht vor ihnen befinden sich die „jungen“ Herren in Smoking, die Offiziere mit den angesteckten Blumen. Die Knie drücken sie gegen einander und die Füße tauschen manch zärtlichen Druck. — Ein Herr mit starkem Vollbart kommt an dem kleinen Salon vorbei, er grüßt gütig und vertraulich, da erröten sie alle, die Mädels, und stecken die Köpfe zusammen. Das ist ein berühmter Frauenarzt, von dem man sich hunderte von Stückchen erzählt. Er gilt als Kapazität auf seinem Gebiete. Die jungen Mädchen haben's schon aufgeschnappt, die Mütter sprechen davon. Und diskret ist er! Dem könnte man die Zunge herausreißen und er würde nichts vor Gericht gestehen! — Sie blicken ihn voll Bewunderung an, sie wissen, es gibt auch Schurken unter den Männern; das sind die, die Geheimnisse preisgeben. Bei dem aber ist man sicher!

Der Herr Professor schreitet weiter und streicht den Bart. Er weiß, welchen Eindruck er gemacht hat, er bekümmert sich nicht um junge Mädchen, die Schule der Ehe bringt ihm erst die Früchte, nach denen er verlangt. —

Daisy läßt sich von ihrem Husaren-Oberleutnant das Garn halten und wickelt die farbige Wolle zum Knäuel. — Ein junger Poet kommt mit schwülstigen Gedichten, er selbst trägt sie vor. Er war schon im Damensalon, dort haben sie über seine Phantasien

gelacht, die wissen das alles besser. Nun rezitiert er im weißen Zimmer, die Herren im Smoking und die Offiziere lassen sich die Konkurrenz wohlgefallen. Sie fördert. Das ist verschleierte, oft unverständliche Erotik, die der blonde Jüngling predigt, aber sie glauben ihn zu verstehen. Und tiefe Sinnlichkeit überkommt sie. Sie bitten ihn, das Buch, wenn es doch einmal gedruckt werden sollte, ihnen zu schicken. Aber es wird nicht gedruckt. — Eine kleine Sängerin läßt von Ferne eine Rheintochter vom Stapel. Dann kommt ein Barytonist: „Als junger Tage Lust mir verblich.“ Unter Wagner tun sie's nicht. Neuerdings muß auch Hugo Wolf herhalten. Sonderlich: „Das ist das dunkle Land.“ Und sie fragen manchmal: Wo ist es eigentlich, dieses Land? Dann sagt einer der Offiziere: „Das ist das Land, das man mit der Seele sucht.“ Und er drückt ganz unbemerkt ihren Arm.

Daisy erzählt Geschichten aus dem Kinderzimmer und dann revanchieren sich die Herren. O sie sind sehr bezeugt, sie wissen ja, daß sie im weißen Zimmer sind; was sie sprechen, ist rein und vornehm. Geht irgend wer vorbei, dann sagt er gewiß: Es ist erstaunlich, was die noch unverdorben sind!

Die Mütter, selbst lebensgierig, durch Müßiggang auf die Bahn unbegrenzter Lusternheit getrieben, sind von Anderen umgeben. Von Klügeren, die die Angejahrteten zu schätzen wissen.

Beim Tee finden sich die Paare. Mama wirft Daisy einen freundlichen Blick zu und tätschelt ihre Wangen: „Unterhältst Du Dich, mein Kind?“ Dann schwagen sie in Winkeln, die sie sich erkoren haben, girren, seufzen und knutschen. Hundert Augen sehen sie, aber nur wer selbst nicht in süßes Spiel vertieft ist, verdammt sie. Und kein einziger Stein wird geworfen.

Daisy kommt täglich in ein anderes Haus. Aber so einen netten Menschen wie den Oberleutnant hat sie noch nicht gesehen. Er ist auch gar nicht frecher als die anderen, nur der Blick seiner Augen zündet stärker. Er ist heute das dritte, vierte Mal hier, man sagt wegen der Cousine der Hausfrau. Die schaut er aber heute gar nicht an, und Daisy sagt: „Er ist gewiß gar nicht so schlimm.“

Ghe sie von einander gehen, sagt er: „Wo treffen wir uns morgen?“

„Bei B.'s,“ sagt sie, „die haben Jour“.

Er schlägt die Hacken zusammen. „Dort komme ich nicht hin.“ Und sie antwortet „Schade.“

Er wendet sich ganz nahe an ihr Ohr: Ob sie nicht das Kasernen-Leben interessieren würde, er selbst habe so wunderschöne Waffen und alte Bilder und einen diskreten Diener. Ob sie denn noch nie in einer Kaserne gewesen sei?

Daisy ist gar nicht entrüstet. Sie versteht's nicht. Sie ist dumm, unerfahren, man hat ihr noch kein Ding mit wahren Namen bezeichnet, Mama ist niemals ihre Vertraute gewesen. „Ob sie schon in einer Kaserne war?“ „Nein, noch nie!“

Wenn's möglich ist, daß sie irgend eine Ausrede ersinnt, dann kommt sie.

Der Husar lacht während des Heimwegs immerfort. Sollte man das glauben? Aus so guter Familie! Und so verdorben!!

Sie ist aber gar nicht verdorben, in dem Sinne wie er es meint, sie ist nur dumm. Sie ist ein Opfer der Ländeleien, ein Opfer der Erziehung, ein Opfer der Jours, ein Opfer der Mutter, die sich nicht um sie bekümmerte.

Kommt richtig in die Kaserne, ganz unverschleiert,

ganz sans gêne und wird die Geliebte des Offiziers. Der ist ganz pass.

Dann folgen noch viele Jours und sie treffen sich oft. — Endlich ist's nicht mehr zu verbergen. Der Vater hat in seinem Fabrikshaus so viele Sorgen, der hat keine Zeit die Sache in Ordnung zu bringen.

Mama sagt: „Ich wende mich mit Abscheu von Dir, ungeratenes Kind, ich verachte Dich. Ich ziehe Trauerkleider an und werde sagen: Meine Tochter ist gestorben,“ und sie ist wirklich betrübt, sie darf sich nirgends sehen lassen.

Daisy weiß nur immer Eines: „Ich habe ja keine Ahnung gehabt, daß es was Schlechtes ist, es hat mir ja niemand ein Wort gesagt.“

Endlich kommt der Bruder und nimmt ihre Partei. Er ist Kompagnon der Firma und Leutnant in der Reserve, zieht den Waffenrock an, gürtet den Säbel um und geht in die Reiterkaserne. Mama ruft ihm noch nach: „Was, Du willst Dich schlagen, wegen einer solchen . . .“

Er kommt zurück und drückt die dumme Daisy zärtlich an sich. „Alles ist in Ordnung. Er quittiert, Papa bezahlt seine Schulden, und er heiratet Dich. Die Sache muß binnen drei Wochen abgemacht sein. — Der Oberleutnant ist ein Ehrenmann, wir sind auf Du und Du.“ „Servus, Herr Schwager,“ hat er mir nachgerufen.“ — Mama atmet auf, das Haus hat die Ehre wieder, ihre gesellschaftlichen Amusements werden nicht leiden.

Papa sagt: „Wieviel kostet das?“

Und Daisy trocknet sich die Tränen. Sie hat's ja gewußt, daß er sie liebt.

7. Dirnen

Die traurigen Wahrzeichen der Großstadt. Frühe Verderbtheit, ein unendlicher Sumpf, Ekel und Grauen.

Du wandelst gegen die zehnte Abendstunde über einen stillen Platz, du denkst an dein Heim, an Caféhaus-Besuch oder an irgend ein Ding, das dich tagsüber bewegte. Da löst es sich los wie ein Schatten von einem Haustor und zwei dürstige Kindergestalten fallen dir auf. Mädchen von zehn, zwölf Jahre sind es, aus ihrem Kleid spricht die bittere Not, in ihrem Antlitz aber siehst du mit Schauern die Spuren tiefgegrabenen Lasters. Sie heben die Hände, sie betteln um eine Gabe, sie flüstern dir unverständliche Worte zu und während sie sprechen, siehst du wie sie scheue Blicke nach jener Straßenecke werfen. Sie merken's sofort, wenn ein Wachmann auf hundert Schritte nahe ist. — Sie fürchten ihn nicht, er ist unbewußt ihr Helfershelfer.

„Gnä' Herr! I bitt' um a paar Sechserln für a Nachtquartier, die Muatter ist krank, i darf net z' Haus sunst schlagt's mi.“ — Weisest du sie barsch ab, dann werden sie zudringlicher, sie greifen nach deiner Hand, sie schmiegen sich näher an, du glaubst ihren verpesteten Atem zu spüren, den Geruch des Lasters und den der Armut. Du weichst zurück und gibst ihnen ein paar Kreuzer. Bist du brutal, dann wirfst du sie los.

Du bist aber gutherzig, du denkst an das elende Heim, du glaubst daß es hungrige verprügelte Kinder sind, du stehst einen Augenblick betroffen, und fragst wie es kam, daß sie zu so später Stunde ohne Quartier sind; dann bist du verloren.

Sie antworten dir mit frechem Lachen, sie vermuten in deinen Fragen Interesse für ihren jammervollen Körper. Sie bieten sich dir an, sie wollen zu zweit mit dir kommen, in's Hotel, in deine Wohnung, in den Prater. Du stehst entsezt, du begreifst nicht, du mußt erst deine Gedanken zusammen fassen um das Entsezliche zu verstehen, da werden sie dringender, „Geld, Geld“. Nun suchst du sie abzuschütteln, nun erwachst du, nun ergreift dich Ekel bis zum Halse und verjagt jeden Funken Mitleid aus dir. Da ist's zu spät. Das klammert sich an dich und spricht verheißende Dirnenworte und ruft immer stärker „Komm mit!“ Die Situation ist unbehaglich, du glaubst Schritte zu vernehmen, es ist dir peinlich, du machst eine harte Bewegung. Und nun sind sie am Ziel. „Geb'ns an Gulden her!“, sagt die eine, während die andere nach dem Dunkel späht, „sunst sag' i's dem Wachmann daß's uns angerebt habn, daß wir mit Ihnen gehn sollen, mir san unter vierzehn Jahr!“ —

Du willst deiner gerechten Empörung Lauf lassen, du willst das Eingreifen des Wachmanns um diese Schandbrut den Gerichten zu überliefern, aber du überlegst, du mußt dann verschiedene Unannehmlichkeiten mitmachen, die Dirnen beharren auf ihrer Aussage, man ruft dich zur Polizei, es gibt peinliche Inquisitionen, du hast Familie, Frau und Kinder, man erfährt vielleicht etwas davon. — Nein! Da ist es besser den Gulden hinzuwerfen und davonzueilen. Sie heben ihn flink auf, die Erpressung ist geglückt. Deine Schritte verhallen.

Die Mädchen sind im Dunkel verschwunden — du bist allein. —

Die traurigen Wahrzeichen der Großstadt: frühe Verderbtheit, ein unendlicher Sumpf, Ekel und Grauen.

* * *

Im Nachtquartier. Ueber die Donaubrücke geht's, vorüber an den lärmenden Kaffeehäusern, in denen sich lächelnde Weiber gegen Kognak und Geld feilbieten. Da spielen die Zigeuner, da ist ein Wienerisches Quartett, da pulsiert falsches, erkünsteltes Leben, aufgestachelt durch die Nervenpeitschen Musik und Alkohol.

Ein Haus im Schatten mit einem kleinen Eingang, den nur der Eingeweihte kennt. Der Portier ist ein wüster, schläfriger Gefelle, der den Ankömmling mustert und die Hand vorstreckt, zur Legitimierung durch das Speerscherl. Dann verlöscht er das Licht. Wer hier im Hause Quartier sucht, der muß die Verhältnisse kennen.

In einem niederen, langgestreckten Zimmer brennt ein Lämpchen in einer Mauernische. Es bedarf geraumer Zeit, ehe man die Gegenstände in dieser Beleuchtung entwirren kann, und dann sieht man das Bild. Auf dem Boden liegen Matratzen von unbeschreibbarer Farbe. Auf ihnen sieht man in dichtem Knäuel menschliche Weiber. Das steckt zumeist in den Kleidern, atmet tief und dampft wie ein Höllenkessel. Zehn Kreuzer, fünfzehn Kreuzer für ein „Bett“! Der Neue wird von einer Frau gemustert, dann entrichtet er den Sold, und dann kann er sich das Lager suchen. Neben dem Alten, dem der Schnaps die Augen geschlossen hat, neben dem verlotterten Gesellen, dessen tiefliegende Augen, dessen fahles Antlitz in dir den Glauben erwecken, du seist auf der Morgue. Oder neben dem Mädels mit den verlebten

Zügen, mit der mageren gelben Hand, die sie unter dem Kopf als Polster hat, neben dem Kind, dessen häßliche Zähne du beim Atmen siehst.

Das ist die Herberge der schulpflichtigen Mädel, die du auf der Straße gesehen hast. Da ruhen sie vom Tagewerk aus. Neben ihnen wahllos Burschen in jedem Alter. Einer erst vierzehn, einer achtzehn; dann kommt ein anderer, trunken, mit gläsernen Augen. Er stößt die Knaben mit dem Fuß fort, er fährt ihnen an die Gurgel, wenn sie einen Laut ausstoßen, er bettet sich zu der Dirne, deren Lumpen, deren widrige, kindliche Dürftigkeit ihn nicht schrecken.

Sie richten sich auf vom Boden, wenn einer Lärm macht und rufen ihm bestialische Worte zu; das ist ein Anäuel von Leibern, ein entsetzliches Chaos. Die Stubenmutter geht zwischen ihnen durch, sie achtet nicht auf das Entsetzliche zu ihren Füßen, — die Lampe brennt in ruhigem Qualmen und von der Straße hört man die Signalpfeife der Polizisten, die knapp vor dem Hause Posten stehen, um über die öffentliche Ordnung im Bezirk zu wachen. Zeitweilig kommt eine Streifung, zeitweilig bringt ein Prozeß die entsetzlichen Vorgänge solch einer Nacht an den Tag, zeitweilig konstatieren die Aerzte, daß von den Besuchern dieser Quartiere neunzig Prozent mit schweren, geschlechtlichen Leiden behaftet sind.

*
*
*
Fiaker fahren vor, taghell beleuchtet das Lokal, ein eleganter Türsteher zieht den goldbordierten Hut, feine Herren in tadelloser Kleidung, gute Musik, gutgewichstes Parkett.

Softensaal, Gartenbau oder sonst irgend ein Lokal. „Schöne Masken“ überall. Es wird nur auf gutes Publikum gesehen, man versichert dir, du würdest keiner Dirne begegnen. Du glaubst es, sie tragen sich ganz gut.

sie haben kein auffälliges Benehmen, sie folgen der Einladung zum Souper widerstrebend. Der Ueberkluge fragt: „Darf ich dich besuchen, schöne Maske?“ Er wird zu seinem Entzücken abgewiesen, also ein richtiges Abenteuer! Und da sagen die Leute immer: auf Maskenbällen gibt es nur Dirnen und Dienstboten. — Du wirst kühner, du reussierst, man folgt dir ins *Chambre séparée*. Du überlegst: Gräfin oder Schauspielerin? Diese Manieren, dieses Ablehnen von Geldgeschenken! Champagner, Cigaretten, dufelige Stimmung. Fasching ist's und das Glück winkt nicht alle Tage. — Die schöne Maske verträgt viel, du wirst zärtlich und alles ist dir erlaubt.

Drei Uhr morgens, die Maske ist fort, du siehst dich erstaunt um, du reibst dir die Augen, du ruffst den Kellner, du zahlst, — du begreifst noch nicht, dann suchst du deine Uhr, deinen Ring und du findest sie nicht, — nun begreifst du.

Keinen Lärm! Das bringt Unannehmlichkeiten und Blamage und hilft nichts.

Du fährst nach Hause und willst nicht denken, die harten Räder des *Comfortable* rattern dein Gehirn ein.

Wert des Gestohlenen zweihundert Kronen, Beche hundert Kronen, macht im ganzen Dreihundert. Ecke der Rärtnerstraße und Annagasse hättest du den Spaß mit offenem Visier um fünf Kronen haben können!

* * *

Eine winkelige Stiege in der Vorstadt, ein widerliches altes Weib, das das Tor grinsend öffnet, eine Frauensperson, die über Stiege und Holzgang huscht: Dirnen-Quartiere.

Gleich eines neben dem andern, nur durch Stoff-Vorhänge von einander getrennt, Lampen mit kleinbrennendem Docht, ein Tisch, das Lager und die Utensilien des Berufs. An den Wänden Photographien, die

geschenkt oder gestohlen wurden, eine falsche Teppichmatte und der Geruch von billigen Seifen.

Der Besucher ist fort, der Sündenlohn liegt auf dem Tische, ein letztes Douceur für den Strumpf beim Ausgang des Verschlages, ein allerletztes für die Quartierfrau, die mit gelbbraunem Korsett und offenem Haar die Gangtür öffnet und noch eins für die Hausmeisterin.

Hinter dem Vorhang regt sich's, ein Bürsche von verlottertem Aussehen tritt ein, der „Strizzi“.^{*)} Er ist der Beschützer des Mädchens, der Geliebte. Er wartet geduldig hinter dem Vorhang bis der Liebesakt vorüber ist. Wehe, wenn die Bezahlung nicht pünktlich erfolgt ist, wenn der Besucher irgend etwas von dem bedungenen Honorar abzwacken möchte, wenn er sich's einfallen lassen wollte zu „blitzen“. Da tritt der Zuhälter in Aktion, er macht so wenig Federlesens wie der Louis in anderen Städten, ein Wort, ein Messerstich, aber das geschieht nur selten. Seine Erscheinung genügt schon, um den Säumigen an die Pflicht zu erinnern.

„'s Geld her!“ — Die Dirne gibt es ihm willig, sie behält nur wenige Kreuzer für sich, dann will sie sich an ihn schmiegen. Denn er ist ihr Geliebter, sie möchte den Tod für ihn erleiden und sie ist ihm treu. Prostitution das ist ihr Beruf, dem Erstbesten gibt sie sich für Geld, sie empfindet keinen Ekel vor seinen Gebrechen, sie fürchtet die Gefahren der Ansteckung nicht. Ihre Seele empfängt nur Einen. Sie ist ihm treu, kein Anderer kann sie ohne Lohn gewinnen, „aus Liebe“ geht sie mit keinem Krösus, mit keinem Adonis!

Der Strizzi kennt seine Macht über das Weib, er nimmt ihren Leib als Pascha, wenn es ihm gefällt, zur Belohnung, wenn sie genug ins Verdienen gebracht hat.

^{*)} Vergl. „Strizzi und Dirne“ von Max Winter. (Bd. 15 der „Großstadt-Dokumente“, Preis: M. 1,—.)

Er schüttelt sie von sich, er ruft ihr heiser zu: „No kan „Krumpen“ (fünf Gulden) hast hambracht, Mensch, trau di net auffi, wannst kan Kren (guten Zahler) hast“ — Und er stößt sie brutal gegen die Wand, da sie die Arme um ihn schlingen will, er jagt sie vor die Tür, hinaus auf die Straße.

Und sie geht und verschwendet ihre schönsten Schmeichelworte an die Passanten, sagt dem Einen: „Herr Doktor auf Ihner flieget i“ oder: „Kummens mit, i bin heut' no a Jungfer“ und trotzt der lauernnden Polizei und der Konkurrenz ihrer Schmachgefährtingen. Kälte schreckt sie nicht, sie wartet und ruft und lockt und vor ihrem Auge lebt doch nur der Gedanke an ihn, der sie sicher heute noch in seine Arme schließen wird, wenn sie ihm den Betrag, den er verlangt, in die Hand drücken kann. —

* * *

Eine warmewohlige Sommernacht über der Millionenstadt. In den Hauptstraßen regt sich's noch wie letztes aufzuckendes Leben, in der Vorstadt ist's still. Die Polizisten tun ihren Dienst, halten sich wach durch Pfiffe, erstatten vorschriftsmäßige Meldungen, notieren Betrunkene und freuen sich, wenn der Dienst vorbei ist. Der Prater dient Schläfem, die keine Ruhestätte haben, als willkommenes Quartier, nicht tausende von Wachorganen können die Verstecke in den verschwiegenen Auen aufspüren; in den Kanälen des Wienflusses treibt lichtscheues Gefindel sein Wesen, in den Gartenanlagen werden Ruhebedürftige aufgestöbert und zur Ausweisleistung verhalten und unter den Brücken jagen sie nach plötzlich auftauchenden und spurlos verschwindenden Schatten.

In Ottakring draußen, weitweg von der Stadt, eine kleine Schänke. Ein „Tschacherl“, in dem schlechtes Bier und Spiritus geboten wird. Vorstadt-Typen an den rohen

Tischen, Männer in Leinwandkitteln mit billigen Cigarren, ein Kellner mit einem Verbrecher-Gesicht, der Cafelier ein derber, roher Geselle, mit festgefügtten Armen, die im Notfall auch zur Verteidigung des Lokales gegen ein halbes Duzend randalierender Burschen geeignet sind.

Ein Paar tritt ein, er der gewöhnliche Wiener Strolch, mit frechen Blicken, mit schlenkernden Bewegungen, mit karrierter Hose und weichem Hut, die Hand immer lose beim Messer in der Hosentasche. Sie die Wiener Vorstadt-Dirne, mit schlichtem Kleid, zerzaustem Kopftuch mit lebhaften Augen und trotz alles Laster-Anstrichs mit einer gewissen Grazie in den Bewegungen. — Ein Ruf begrüßt sie: „bist wieder da, Mirzl?“

Ja, sie ist wieder da. Just heute gekommen, von Wiener Neudorf der Frauen-Strafanstalt, wo sie ein halbes Jahr Quartier hatte. Damals gab's Messerstecherei, Skandal, Raub und Einbruch. Die Mirzl bekam sechs Monate, sie haben ihr die Haare geschoren und die Nonnen versuchten aus ihr ein brauchbares Mitglied der Gesellschaft zu machen. Dann war die Strafe zu Ende und man entließ sie mit guten Ermahnungen für die Zukunft. Der Exodus vollzog sich nicht ohne Feierlichkeit. Draußen auf der Mödlingerstraße, wo man die unendlich sich dehnenenden Ziegeleien sieht, erwartete sie der Freund. Er hatte Nachricht von ihrer Freilassung und nun zogen sie durch den friedlichen Nachmittagnach Wien. Im „Tscheeherl“ erwarteten sie die Freunde. Einer nach dem andern stellte sich ein, es war eine solenne Feier zur Begrüßung der Mirzl, die wieder in die Gesellschaft eintrat. Freilich war sie der schaffende Geist in dieser Gemeinde, sie hatte die feinsten Pläne für Ueberfälle und Einbrüche, sie verstand es Leute anzulocken und sie dann den Freunden zur Ausbeutung zu überlassen, sie kannte alle Schlupfwinkel des unterirdischen Wien.

Nun war sie wieder bei den ihren. Ein paar Sechserl hatte sie, die ihr von der Gefängnisdirektion als Ueber-schuß für ihre Arbeitsleistung ausbezahlt wurden, die brachte sie jetzt mit den Strolchen an. Erst wurde gezahlt und dann brachte der Kellner Kaffee, Rum und Bier. — Sie tuschelten leise und die Arbeiter in den Kitteln ahnten nichts Gutes. Sie gingen mit kurzem Gruß davon. — Die Mirzl hatte in Neudorf mit einigen Freundinnen einen famosen Plan ausgeheckt, der sollte in wenigen Wochen, wenn die Toni und die Milli draußen waren, zur Ausführung gelangen, bis dorthin müßte man sich behelfen: kleiner Diebstahl, Erpressung, Prostitution. —

Von der Straße waren noch zwei Freundinnen gekommen, sie vertranken ihr Geld und dann ließen sie die Beiden allein, die Mirzl und den Strolch. — Der Kellner verkündete Feierabend, vor dem Lokal promenierte ein Wachmann in aufdringlicher Weise, da hieß es die Lizenz einhalten.

Das Mädchen sah mit gierigen Augen nach dem Burschen, dann traten sie auf die Straße, bettelarm ohne Heim, ohne Lager. Sie lehnte den Kopf an seine Schulter und preßte ihn heftig an sich. Er lachte heiser und sah sich um. Sie schritten über die Schmelz. Das ist das ungeheure Reservoir, das zu militärischen Paraden dient, ein schier unendliches Feld. Die Grasnarbe war nicht stark, doch elastisch, man hörte nur leises Glucksen und Seufzen und aus unterirdischer Ferne tönte das Rollen der Stadtbahn. Der Bursch zog das Mädchen nieder.

Stille war's, ganz stille. — Das lebt in Glend und Verkommenheit und zeugt fortwährend neues Glend und legt den Keim zu neuer Verworfenheit. Ein Geschlecht von Ausgestoßenen!

Die Sommernacht jagt lüsterne Winde über sie und der Juli-Himmel leuchtet ihrer Brunst.

8. Blumenmädchen

Sie gehören in's Gefüge der Stadt, sie sind notwendig zur dekorativen Veranlagung von Graben und Kärnthnerstraße. An den Straßenecken, wo der Verkehr stärker und das Auge des Gesetzes dringender beschäftigt ist, bieten sie ihre Blumen dar. Im Frühjahr Veilchen, dann Maiglöckchen, dann Rosen und schließlich vielfarbige Chrysanthemen. Es sind hübsch und geschmackvoll gebundene Bouquets und der Preis ist nicht hoch.

Erstaunlich ist es, mit welcher Sicherheit sich die Blumenmädchen den sie verfolgenden Schutzmännern entziehen. Denn das ist ein ewiger Kampf. Hunderte von Blumenmädchen kennt Wien und nur die wenigsten sind dazu berechtigt ihr Metier auszuüben. — Zum Blumenmädchen muß man übrigens geboren sein. Nicht Talent und nicht Veranlagung ersehen die Tradition. So haben wir denn ganze Generationen von Blumenmädchen und die Scherze der Witzblätter, nach denen Großmutter, Mutter und Kind Blumenverkäuferinnen sind, gehören zu den historisch beglaubigten Tatsachen.

Ganz unfehlbar sind sie in der Agnoscirung der Käufer. Ihre Physiognomien-Kennntnis täuscht sie niemals. Sprechen sie einen Passanten mit „Guer

Gnaden, a Büscherl Veigerln!" an, dann ist zehn gegen eins zu wetten, daß das Geschäft gemacht wird. Sie sehen die Liebespaare, die galanten Frauen, die lebebedürftigen Greise und sie erkennen auf den ersten Blick die Fremden, bei denen man durch die österreichische Währungsverworrenheit profitieren kann.

Früh morgens kommt das Blumenmädchen auf den Markt, der Korb ist bald gefüllt und unter Moos und Blättern verborgen liegen die Blüten, die die Verkäuferin während des Gehens zu den kleinen Sträußchen windet, um deren glückliches Arrangement sie die Pariserin füglich beneiden könnte. Dann geht es Straßen auf, Straßen ab bis der helle Mittag da ist und die Menschenmenge flanierend durch die innere Stadt drängt, da ist's Saison. Sie stehen nebeneinander, sie bilden hübsche Gruppen mit Flieder, Goldbregen und großen Beeten von dunklen Veilchen. Die sind der gangbarste Artikel. — Der Duft lockt die Passanten, die Farbe, oft auch die Verkäuferin.

Ein junges Mädel, kaum vierzehn, fünfzehn. Die Form noch schlank, der Teint rosig und das Mundwerk am richtigen Platz. Die Kleidung proper, die Stiefel ganz und passend, das Kopftuch nach rückwärts geschoben, so daß die blonden Locken hervorschauen. — So ist sie vielfach schon porträtiert worden. — Die Kleine sieht den Menschenstrom, sieht die gepuzten Leute und verfolgt mit klugem Blick die Karrière dieser eleganten Frauen. Ein Tag, eine Stunde bringt ihr so ein Menschenschicksal vor Augen, das macht sie geheit. Da geht ein Schneidermädel mit lachendem Mund, mit frischen Augen und blanken Zähnen, ein geschneigelter Jüngling in grauledernen Handschuhen spricht sie an, sie lacht, die kleine Nähmamsell, sie folgt ihm, sie steht in scheuer Bewunderung nach dem Kavaliere. Das Bild

verschwindet, da kommt die elegante seidenrauschende Dame — etwas Rouge auf den Lippen, Diamanten in den Ohren, neben ihr ein Herr, der nach dem Flieder greift und eine Krone bezahlt. Das kleine Blumenmädel malt sich das als die Carrière der Nähmamsell aus, die eben erst den Graben verließ. Und kaum ist die Weltbame in einer Wolke von Parfüm verschwunden, da taucht ein neues Bild vor ihren Augen auf. Ein häßliches Weib mit tiefeingefallenen Augen, mit verwüstetem Teint und Leben vorlügenden Blicken steht vor ihrem Korb. Eine der bekannten Figuren des Lasters, sie angelt Männer, aber im strahlenden Mittag sieht man den Verfall dieses Körpers, das Elend dieser Existenz. Sie weichen ihr im Bogen aus, vergebens sendet sie feurige Strahlen aus den verschleierten Augen, vergebens winkt sie ihnen zu und bemüht sich die schwächlichen Ueberreste ihrer Figur in gutes Licht zu setzen. Sie lassen sie abseits stehen, sie machen Umwege, um aus ihrem Dunstkreis zu kommen, und eine kleine Brünette die mit der Musikmappe des Weges kommt, stößt einen Schrei aus, da sie gegen die Menschen-Ruine stößt.

Das kleine Blumenmädchen sagt sich: das ist das Ende. — Und so warnt sie das Leben selbst vor Unmoral, schützt sie vor Verführung und macht sie brav.

Sie ist klüger als die Tausende, die von nichts wissen, nichts sehen und von Gouvernanten behütet durchs Leben gehen.

Mittagszeit ist's. Da kommt die Mutter vom Stefansplatz her. Ihr stattliches Embonpoint erlaubt es ihr, schwere Lasten mit sich zu nehmen; nun kramt sie unter dem Korb den irdenen Suppentopf hervor und das Rindfleisch. Auf offener Straße wird soupiert. Business is business. So lange es heller Tag ist, so

lange die Welle der Promenierenden nicht erschöpft ist, darf man an nichts Anderes denken.

Am Nachmittag wandert sie gegen den Prater zu. Wagen auf Wagen rollt beim Legethoff-Monument vorüber nach dem Nobelprater. Der Verkehr stockt auf Minuten. Und in dieser kurzen Pause macht sie ihr bestes Geschäft. Alle diese hübschen eleganten Frauen, die ihren Beruf darin finden, täglich zum Lusthaus und zurück im Fiaker zu fahren, sind ihre sichereren Kundinnen. Da kommt es auf den Betrag nicht an, um so mehr als sie bei solchen Käufern gern das Sprüchlein einfügt: „Zahl'n Euer Gnaden, was Euer Gnaden wollen!“ — Der Wachmann kommt, die Wagen setzen sich in Bewegung, das Blumenmädchen hält einen Silbergulden in der Hand. Wer würde von ihr verlangen, daß sie dem Wagen nachläuft und Geld zurückgibt.

Spät abends, wenn die Straßen menschenleer sind und der Strom sich verflüchtigt, sehen die Blumenmädchen nach neuem Vorrat. — Wo lustige Männlein und Weiblein beisammen sind, da zieht es sie hin, da hat sie begründete Aussicht, die Rosen und Veilchen anzubringen, die schon die Köpfe hängen lassen und nur durch Wasser-Besprengungen sich zu einem letzten nächtlichen Schein-Dasein emporraffen. Sie haben schon ihre Lokale, in denen sie verkehren, in denen sie wohlgelitten sind, in denen man sie vor Brutalitäten Volltrunkener schützt.

Die Kleine ist erst fünfzehn, aber sie ist so erfahren, so weise, als wäre sie doppelt so alt. Der Vater ist Fabrikarbeiter, die Mutter ist Blumenmädchel und die Großmama versteht es noch immer die Rosen, die zurückgeblieben sind, durch Verschneiden und durch Behandeln mit Salzwasser für den nächsten Tag gebrauchsfähig zu machen. Die Kleine kommt todmüde gegen elf, zwölf Uhr nachts heim. Würde ihr ein Mensch etwas sagen

dürfen, wenn sie den Verlockungen der erbärmlichen Frauen folgen würde, die ihr ein Duzend Mal täglich in den Ohren liegen: sie könne schöne Kleider haben, einen Wagen und gutes Essen. Sie lacht dazu und läßt die Kupplerinnen abblitzen. Ihr kann man nichts weiß machen. Zu Hause schlafen sie, wenn sie mit dem Korb ins Zimmer tritt. Dann zählt sie erst ihr Geld, macht Kasse, und dann schlummert sie ein und sieht den tollen Wirbel, der sie tagsüber umgibt, im Traum.

Sie fragen sie nicht nach der Moral im Elternhause, Armut läßt dazu keine Zeit, und sie wissen auch, das würde sie sich nicht verbieten lassen, wenn sie's wollte. Aber sie lacht nur zu all den läppischen Versuchen. Nein, sie will nicht ins Theater gehen, sie verzichtet darauf, daß ihr der junge Herr, der für den Strauß Parma-Weilchen fünf Kronen zahlte, einen Ring schenkt und sie braucht keine Besuche.

Da hat sie eine Stammfundschaft, einen eleganten, älteren Herrn, der sagte ihr: „Ich will Dich für's Theater ausbilden lassen, in einem Jahr hast Du eine Equipage und bist eine berühmte Künstlerin.“ Da er dringend wurde, mußte sie ihm ihre Adresse sagen. Drei Treppen hoch im sechzehnten Bezirk. Er kam auch richtig, traf aber die Kleine nicht an. Im Verkehr mit den anderen Frauen der Familie mußte er sich so unsicher gefühlt haben wie Mephisto in der Kirche, denn er zog ab der Verführer, und schwieg. — Sie greifen ihr unters Kinn, sie ziehen sie auf den Schoß, sie tätscheln ihr die Wangen, sie nimmt's nicht ungnädig auf, denn sie ist Blumenmädel, und da gibts keine Biererei, wenn man von der Laune und Gnade der Menschen abhängig ist. Aber erreicht hat noch keiner was. Und da man ihre Grundsätze kennt, nimmt man sie so, wie sie ist, als das brave Wiener Mädel, das eine „Heß“ versteht, bei jeder

„Gaude“ dabei ist und doch so unverdorben ist, wie nur irgend eine, deren Schlaf von der ängstlichen Mutter betraut wird, deren Spaziergänge nur dann gestattet werden, wenn die Tanten-Garde eine ausreichende ist. — Brav und arbeitsam, klug und geschäftstüchtig, wird sie, die alle Schattenseiten des Lebens vorübergleiten sah, eine gute Hausfrau dem Mann, dem sie ihre Liebe schenkt.

Und sie erzieht ihre Töchter nach ihrem Sinn. Alles sollen sie sehen, dann werden sie brav bleiben. Mit vierzehn Jahren nimmt sie die Älteste aus dem Schoß der Familie in die Reihe der Blumenverkäuferinnen, bindet ihr Kopftuch und Korb um und führt sie zum Standplatz auf den Graben, wo sie selbst einmal begann.

Sie bleibt freudig auf ihrem Posten als „Wiener Blumenmädel“, so lange ihr die Beine den Dienst nicht versagen. Und man gewöhnt sich schließlich an sie und nimmt es als ein Zeichen eigener Jugend, wenn die alte Verkäuferin noch immer ihre Blumen feilhält und alltäglich die Vorübergehenden apostrophiert: „Heut' kaufen's mir was ab, Euer Gnaden, aus alter Freundschaft, Veigerln hätt' i und Ragerln, a Sechserl kost's Büscherl.“

* * *

Nun zu einer anderen Kategorie von Blumenmädchen. Es sind die Fräuleins vom Buffet, die Animier-Mädchen, die Grisetten, die in den zweideutigen Nachtlokalen Blumen feilhalten, um die Wurzung systematisch zu betreiben, später dann Getränke in überraschender Quantität vertilgen und schließlich dem Gast ihr wahres Profil zeigen: Verschleierte Prostitution. Ich nehme die Sorte in einem separaten Absatz, denn ich möchte nicht, daß sie mit dem braven Wiener Blumenmädel verquickt würde. Sie beziehen ihre Blumen von Geschäften, denen sie für kommissionsweise Ueberlassung hohe Preise bezahlen, ver-

schaffen sich sie aber auch von den Friedhöfen, wo Blumen zu allen Jahreszeiten gestohlen werden.

Mit stark gefärbten Gesichtern treten sie auf die Gäste der Variétés zu, auf die Besucher der kleinen Ringel-Langels, auf das Publikum der ordinären Kaffeehäuser, in denen dem Gast mit Zuhilfenahme der holden Weiblichkeit das Beste vom Leibe genommen werden soll. Sie gehören durchaus nicht zur offiziellen Prostitution, so wenig wie die Buffetmädchen, und die Sittenpolizei hat keine Kontrolle über sie. Das Publikum weiß das und das erhöht ihren Reiz. Es mag wohl auch anständige Elemente unter ihnen geben, aber die meisten Blumenmädchen der Spelunken sind weit ärger als die dort heimberechtigten Dirnen. — Sie leisten sich gegenseitig Helfershelferdienste. Ist die eine am Tisch des Gastes, taucht die andere als Blumenmädchen auf und dann teilen sie den Ertrag, denn der Gast ist ein Schmutzian, der nicht mindestens eine Krone für eine verblühte Rose zahlt.

Blumenmädchen und Animiermädchen vereinigen sich zu einer Person, trinken Cognak und Champagner und lassen sich vom sauberen Cafetier Prozente für ihre Leistungen bezahlen. — Ist ihnen die Polizei auf der Spur, dann nennen sie sich Blumenmädchen und leugnen die Prostitution so lange, bis sie gerichtsärztlich festgestellt ist.

9. Aus gutem Haus

Das ist die echte rechte Wienerin, brav, gutmütig, voll Charme und Herzensbildung. So schildern sie die Poeten, die berufsmäßigen Schilderer des goldnen Wienerherzens.

Sie hat eine sehr gute Erziehung genossen, sie spielt meisterhaft Klavier, sie singt, sie kennt gute Bücher, sie hat Verständniß für alles Schöne. Ihr Lieblingsdichter ist Goethe, sie erkafte Beethoven, geht zu den Philharmonikern und singt Schubert. Wer von ihr Schubert noch nicht singen hörte, der weiß nichts von seinen Liedern. Sie versteht's unter Tränen zu lächeln. Ihr Herz ist bald gerührt, aber der Augenblick sieht sie wieder froh gestimmt. Eigentlich sollte sie immer ins Konservatorium. Aber das kann sie nicht, da kommt man zu spät ins Verdienen und sie muß tüchtig mit-schaffen im guten Haus. Man ist auf ihre Beihilfe angewiesen, und sie arbeitet gern, denn sie liebt die Eltern, und es erfüllt sie mit Stolz, wenn sie die jüngeren Geschwister erhält.

Mizzi ist aus dem Stamme einer uralten Patrizier-Familie. Schon ihre Großeltern haben eine der berühmten Fabriken geleitet, die jährlich viele Tausende abwerfen. Damals nannte man den Bezirk ob seines

Reichtums Brillanten-Grund. Der Vater wollte nichts vom Geschäft wissen, — der überließ dem Bruder die Sorgen, erhielt sein Erbteil ausbezahlt. Als das Geld futsch war, trat er in den Staatsdienst. Krankheit und Erziehung der Kinder hatten sein Vermögen bis zu einem Minimum herabschrumpfen lassen. Der kleine Rest war für Mizzi angelegt, das sollte die Aussteuer sein. Nun lebten sie vom Gehalt. Das war klein. Zeitweilig fuhr der Onkel vor, der hatte noch immer die Fabrik, war schwerreich und gab Soirées. Mizzi ging anfänglich hin mit der Mama. Aber die Cousine war zu nobel, da stach man zu sehr ab in den einfachen Kleidern. Und noch Eines: Es hieß, Mizzi studiere für den Kurs der Telegraphistinnen. Eine Telegraphistin neben den Baronessen und Bankierstöcktern, das war zu schwer.

Mit fünfzehn Jahren gab sie Klavierunterricht. Ging in fremde Häuser und bekam eine Krone für die Stunde. Immerhin waren es ja ein paar Gulden für den Zins. Später wurde die Konkurrenz schwer, sie verlangten neue Methoden, verlangten geprüfte Konservatoristinnen und verlachten sie, wenn sie mit den uralten Heften von Czerny und Diabelli kam. Sie selbst hatte es so von Mama gelernt. O ja, sie möge nur bleiben, aber mehr wie fünfzig Heller sei ihre Stunde doch nicht wert; das müsse sie begreifen, da doch neumodische Lehrerinnen für eine Krone zu haben seien!

Als das Geschäft so miserabel wurde, sah sie daß sie nicht auf ihre Speesen kommen könne. Mit sechzehn Jahren nähte sie zu Hause und als das nichts Ordentliches werden wollte, kam ein Freund des Hauses und meinte, sie solle zu einem Advokaten in die Kanzlei, der zahle dreißig Gulden Anfangsgehalt. Sie blieb nur ein paar Tage. Es gefiel ihr nicht, der Ton sagte ihr nicht zu,

die Schreiber wollten sie nach Hause begleiten, erlaubten sich Frechheiten und als ihr der Chef einmal in seinem Zimmer während des Diktates einen Kuß geben wollte, ohrfeigte sie ihn und ging nach Hause.

Mama gab ihr vollständig Recht und Papa erfuhr gar nichts davon. Er hatte genug zu tun in seiner Stellung und bekam bald einen tönenden Titel. Vor der Deffentlichkeit waren sie ja was, aber innerlich sah's traurig aus. Hundertachtzig Gulden monatlich und drei kleine Mädchen, einen großen Sohn und eine erwachsene Tochter. Erziehung müssen sie alle bekommen, so in den Tag hinein wachsen dürfen sie nicht, und Erziehung kostet Geld.

Aber ihr war's keine Plage, das Verdienen, sie empfand es nicht als Last, sie tat's gern. Zuhause korrigierte sie die Hefte der Kleinen, strickte dem Gymnasiasten die Strümpfe und half der Köchin beim Herd. Zuhause war's recht fein, die Zimmer waren schön gehalten, die Vorhänge guter Peluche und das Klavier ein echter Bösendorfer; kein anderer Flügel vermag es so, die wienerische Tongebung zu erfassen, kein anderer paßt so für Hand und Stimme der Wienerin. — Wenn Gäste kamen, konnten sie sehr zufrieden sein. Da stand das alte Patrizierheim noch immer, da bekam man guten Cognac und feine Cigarren. Die Portoricos rauchte der Hausherr nur, wenn er allein war oder im Amt. Abends spielte Mizzi den Eltern vor und küßte ihnen die Hand, ehe sie in ihr kleines Zimmerchen ging, das eigentlich für die Köchin bestimmt war. Aber die mußte in der Küche schlafen. Unter Arbeit und Sorge und bescheidener Repräsentation ging das Leben vorüber. Sie nahm's nicht schwer. Ein Spaziergang im Prater mit den Kleinen, Vergnügen beim Wurstel- und Ringelspiel machten sie immer sehr glücklich. Dann ging

sie auch ins Burgtheater. „Anstellen“ für die Galerie, das durfte sie nicht, das verbot die gesellschaftliche Position, aber eine billige Karte, für die man sparte, das war ein Hochgenuß, oder ein Besuch in der Oper. Schritt sie durch die schönen Straßen, ging sie über die Plätze mit den hübschen Auslage-Fenstern, dann wandte sie ihren Blick den Juwelen, den Seidenroben, den Theatermänteln zu, aber es erregte sie nicht so stark, daß sie darüber nachgedacht hätte, wie ein junges Mädel von ihrem Wuchs, von ihrem Aussehen, sich alle diese Dinge verschaffen könnte.

Zeitweilig gingen ihr Herren nach, Stutzer und Gecken, junge Menschen und vieux marcheurs. Aber sie hielt sich sie vom Leib und erzählte lachend der Mama davon. Einmal schrieb ihr einer, bot ihr ein Vermögen an, sie unterhielt sich köstlich über diesen Brief, dann zerriß sie ihn, warf ihn ins Feuer und sann Nachmittag darüber nach, wie sie die paar Gulden, die noch für den Haushalt notwendig waren, ertwerben konnte.

Endlich hatte sie's. Sie wurde Staatsbeamtin. Bei ihrer Intelligenz konnte es ihr nicht schwer werden, die Prüfung glänzend zu bestehen. Und als sie's erreicht hatte, da war sie wahrhaft glücklich.

„Mama, nun habe ich ein Ziel, nun kommen wir in geordnete Verhältnisse, nun soll die Zukunft glücklich sein.“ Der Bruder war fleißig in der Schule und den kleinen Mädchen war sie ein leuchtendes Beispiel, da mußten die freilich auch gut und brav werden. Mizzi war jetzt in der sicheren Stellung. Und sie sah nun alles vor sich. Sie würde so dürr werden, so alt und verhuzelt wie die anderen, würde täglich auf dem Morse herumtastern und schließlich eine bescheidene Pension erreichen, wenn's mit dem Dienst nicht mehr ging. Das war ihr nicht schmerzlich. Und sie verstand es gar nicht,

wenn ihr der Kontrollor sagte: „Fräulein Mizzi, wenn man so schön ist wie Sie, sollte man's eigentlich nicht nötig haben, in den Staatsdienst zu treten.“

Sie behielt ihr sonniges Naturell, sie erheiterte das Haus in trüben Stunden, sie war das eigentliche Oberhaupt der Familie, und die jüngeren Schwestern zitterten vor ihrer Strenge, wenn aus der Schule eine Klage kam. Nur das Piano war noch ihre stille Leidenschaft, da konnte sie manchmal auch die kleinen Pflichten des Haushalts vergessen.

Sie sprach mit dem Vater über die Zukunft des Bruders, sie bestimmte, daß die kleinen Mädchen Lehrerinnen werden sollten, sie budgetierte und erwog reichlich, ob man sich den Sommeraufenthalt, den der Arzt für Mama empfahl, leisten könne.

Sie war schön und vollblütig und darum liebte sie den Sport, der der Entwicklung ihres Körpers förderlich war. An freien Tagen kam sie zum Tennis. Da entfaltete sie Kraft und Grazie, da war sie die umworbene Schönheit und nicht mehr die kleine Staatsbeamtin.

Ein netter, kleiner Beamter, der mit ihr dienstlich zu tun hatte, verliebte sich in sie. Er näherte sich ihr schüchtern und wagte es gar nicht, ihr seine Liebe zu gestehen. So einer Schönheit! Sie munterte ihn auf, denn sein Wesen behagte ihr. Und sie sah, daß es keine Gefahr hatte, wenn sie sich diesen Bewerber gefallen ließ. Das dauerte Jahre, sie waren noch immer auf dem „Fräulein“- und „Herr“-Fuß, bis er sich endlich ein Herz nahm und sie direkt fragte, ob sie seine Frau werden wolle. Sie sagte ihm, das sei eine schwere Sache, sie müsse sich's erst überlegen, er solle vielleicht in einem Jahre wieder fragen. Und er kam pünktlich wieder, da sagte sie ihm die Wahrheit. Sie würde ihn ganz gern zum Manne nehmen, aber das gehe nicht an. Zuhause

komme man ohne ihr Gehalt nicht aus, Papa sei alt und seine Pensionierung sei in Betracht zu ziehen, Mama sei krank und der Junge müsse nach seinen Univerfitätsstudien in ein Ministerium gebracht werden. Er möge warten. Aber sie gebe ihm ihre Einwilligung, er möge sich den Verlobungsfuß holen. Und sie feierten die Brautschast im kleinen Familienkreis. —

Da saßen sie einmal im Sommer in Siebering in der kleinen Laube, Papa kam erst nach drei Uhr aus dem Amt, Mama schlief, der Bruder war in Tirol auf Ferien und die kleinen Mädel waren in der Stadt.

Er saß neben ihr und sah in diese schönen, treuen Augen, sah diese wundervolle Figur, diese Wangen, die so frisch und rosig waren. Und er wurde traurig. „Mizzerl, sollst Du denn verblühen, soll ich denn alt werden, ehe wir einander gehören? Ist doch jetzt Sommer, lebt alles und freut sich der Liebe und nur wir zwei müssen uns verzehren in Sehnsucht? Willst nicht gescheit sein, der Mensch ist ja nur einmal jung!“

Sie dachte gar nicht lange nach und sagte ihm gleich: „Aber Schazzerl, was sind denn das für Ideen, das bin ich ja gar nicht gewohnt bei Dir! Na, wär' nicht schlecht, wenn ich jetzt nicht die Gescheitere wär!“

Sie setzt es ihm haarklein auseinander, daß sie Pflichten ihrer Familie gegenüber zu erfüllen hat, daß sie die Mädel erst aus dem Haus und ins Verdienen bringen muß, daß der Bruder im Ministerium seinen fixen Gehalt haben muß, daß sie dann erst daran denken kann, wenn Vater und Mutter versorgt sind, sich selbst den eigenen Herd zu gründen. Oder ob er vielleicht will, daß sie schlecht, daß sie seine Geliebte werden soll, vielleicht ein Kind kriegen und Vater und Mutter in Schande bringen soll? Sie drückt ihm die Hand, sie bittet ihn, er möge sich gedulden, die paar Jährchen würden sehr

schnell vorüber gehen. Sie ist in bester Laune und zählt ihm die Frist auf. Also in fünf Jahren verdient sich schon die Antschi ihr Geld und kann was hergeben, die Pepi braucht in sechs Jahren nichts mehr vom Vater und die Pension von hundert Gulden reicht dann aus für die zwei Alten; bis dorthin hat er wohl schon zwei Rosetten und sie hat sich vielleicht ein paar hundert Gulden erspart. „Also schau, Vuberl,“ sagt sie, „in sieben Jahren sind wir bei einander. Was? Dauert Dir das zu lang? Dann bist Du achtunddreißig und ich bin über dreißig, dann geben wir ein schönes glückliches Paar, dann bin ich die gnädige Frau und tu gar nichts mehr den ganzen Tag als mir die Hand küssen lassen.“

Tränen tauchen in seinen Augen auf. Aber er weiß es geht nicht anders. Und er schließt dies herrliche Wiener Mädchel in seine Arme und sie gibt ihm ihre Lippen. Es brennt kein bräutliches Feuer in ihrem Atem, es ist die keusche Berührung zweier feiner Seelen, die auf Entfagung gestimmt sind. Durch die Blätterlaube steht die Sonne auf sie und webt über dem blonden Kopf des Mädchens einen Heiligenschein.

10. Die Maitresse

Es ist nicht so einfach wie in Paris, daß man ein Mädel nimmt, ihr zwei Glas Benediktiner zahlt und dann mit ihr ins Quartier zieht; wofür sie zum Dank dann Strümpfe und Unterkleider stricken darf und als Grisette lebt von einem zum andern, bis ans Ende.

Bei uns in Wien ist die Maitresse das Zeichen bürgerlicher Wohlhabenheit. Ein Vorrecht der besitzenden Klasse, der letzte Schliff, die feinste Nuance, das beneidenswerteste Ding. Wer einen Haupttreffer macht, wer im Theater Erfolg hat, wer auf der Börse mit Glück spielt, wer im politischen Leben hervortritt, muß eine Maitresse haben. Er versteht es sonst nicht, zu leben, er ist ein unvernünftiges Vieh, das sich den Reiz unerlaubten Glückes nicht zu malen weiß. — Die Zeit, da Liebespiel ein Vorrecht der Edelleute war, ist vorüber. Mit dem Heißhunger der Enterbten stürzen sich die Beamten, die mit einem Schlage zu Ansehen und Geld kommen, auf Sensationen, die am pikantesten sind, wenn die ganze Welt von ihnen spricht.

Ich kenne viele Leute, die nie mehr geehrt sind, als wenn man sie fragt: „Wie geht's Ihrer Maitresse?“ — Der Franz Josephs-Orden, gilt ihnen viel weniger als die Auszeichnung, daß die ganze Welt sie um ge-

wisse Vorgänge in hübsch eingerichteten Schlafzimmern beneidet.

Für „verstohlenen Glück“ sind die Mädels immer zu haben, die Klugen nehmen sich Millionäre und Großgrundbesitzer, die Ehrgeizigen Theaterleute und Operettenkomponisten, die Idealistinnen Grafen und Fürsten.

Zur Maitresse braucht's dreierlei. Ein bißchen Kenntnis in Liebesfachen, das ist für die Nächte; ein Schlafrock aus feinem, weichen Stoff, mit Spitzen und offenem Busen, dazu Parfüm: „Suchten mit Heliotrope“, das ist für die Nerven; dann einige Walzertakte Klavierkenntnis und genau so viel Französisch, das ist für: „Meine Maitresse ist aus feinem Haus“.

Wienerinnen sind in der Regel klug und geschmackvoll, und das ist ihnen ein Kleines.

Nun ein Leitfaden, wie man rasch und ohne Speßen die Karriere der Maitresse einschlägt. Mit vierzehn aus der Schule, mit sechzehn das erste Verhältnis, mit siebzehn Promenaden in der innern Stadt, verbunden mit Rendez-vous, Chiffre-Briefen. — Da kann's nicht fehlen. Wer Konservatorium oder Theaterschule besucht, erspart Ring und Körnthnerstraße, denn das liegt auf der Strecke. —

Viele Tausende bieten dem Glück die Hand, wollen es zwingen, schreiben Sonntags in die Blätter: „Feine junge Dame wünscht nur sehr reichen Herrn kennen zu lernen“, oder „Ich suche Mäcen, muß sehr vermögend sein“, oder „Habe entzückendes Heim, suche Kavaliere, am liebsten Millionär als Mitbewohner.“

Das ist verfehlte Methode. Die Maitresse darf sich nicht anbieten, sie muß gewonnen werden. Die meisten „von der Zeitung“ haben trübe Erfolge, fallen „gewissenlosen“ Ausbeutern in die Hände, die billige Liebe suchen und mit Schlößern, die im Monde liegen, prozen.

Ihr Heim liegt draußen in einer neuen Straße des Cottage. Unten der Hausbesitzer im Souterrain, im ersten Stock eine alte Dame, die von Erinnerungen zehrt und mit niemand verkehrt, im Hochparterre Fräulein Eveline. Das gnädige Fräulein geht sehr selten aus, der „Herr“ will's nicht. Fräulein Eveline hat eine stattliche soziale Position, der Delikatessenhändler sagt: „Rüß d' Hand.“ Der Kohlenmann sagt: „Rüß d' Hand“ und die Hausmeisterin greift immer nach ihren zarten Fingern und schmaßt d'rauf. Sie ist also der höchsten Ehrung, die Wiener Volksgunst je verleihen vermag, teilhaftig geworden.

Eveline ist ein hübsches Mädel von zweiundzwanzig, Tochter eines Postbeamten, der noch lebt und lange Jahre von nichts gewußt hat. Mama ließ sie in die Nähsschule gehen und zu Hause Kleider machen für sich und Bertha. Bertha ist um einige Jahre jünger und furchtbar altklug, sie wird immer bevorzugt. Eveline hat im Regellklub einen jungen Beamten kennen gelernt, der ging mit ihr. Als er sie drankommen hatte, wollte er sie heiraten. Ja, Schnecken! Auf der Gasse staunte sie einmal den Troussseau der Fürstin Windischgrätz an. Sie schwelgte in Spitzen, Wäsche und Monogrammen. Ein Herr verschlang sie und entkleidete sie gleich im Geiste und sah sie sofort mit diesen hübschen Stücken angetan. Und da er fand, daß es ihr gut passen mußte, ging er ihr nach und bettelte um ein Rendez-vous und bekam es. —

„Aus dem Haus!“ tobte die Mutter, als sie hörte, daß es ein „Gspuß“ mit dem Baron gebe. Er war aber kein Baron, ein Herr von zweiundvierzig, noch sehr hübsch und jung, der seine Tage im Ministerium verlebte und sich furchtbar langweilte. Er hatte nämlich eine reiche Frau.

Mamachen bekam schöne Geschenke, Bertha erhielt hübsche Kleider und nur Papa wußte nichts. Der Älteste, der in einer Bank war, wußte auch nichts. Er war achtundzwanzig und sehr ernst. „Er ersticht ihn und Dich!“ sagte die Mutter, mit Bezug auf ihren Ältesten, der die personifizierte Ritterlichkeit war. — Einmal waren sie im Theater und der Älteste, der Eduard, der in der Bank war, stand im Parterre. Er wartete auf das Paar und die arme Eveline war einer Ohnmacht nahe. Der Herr aus dem langweiligen Ministerium stellte sich vor und lud Eduard ein. Er gab ihm Cigaretten, er zahlte einige Rognaks, er nahm ihn beiseite: „Du (sie waren von Haus aus per Du), wenn Du einmal ein paar Blaue brauchst, dafür bin ich da, der Schwager.“ Eduard sagte: „Wannst es so dick hast, brauchen tät ich's schon.“

„Det Jeschäft war richtig.“ An dem Abend gingen Edi und Eby ins Hotel, und der ritterliche Eduard verfügte sich zur Madame Rosa, wo er Beziehungen hatte.

Der Vater hatte keine Ahnung; der kümmerte sich um seinen armseligen Beruf, wurde hager und mager und kam aus den Schulden nicht heraus. Er nahm sich doch eines Tages seine Gala-Uniform, als man ihm die Wahrheiten hämisch und neidisch ausbreitete, und suchte den Verführer auf. Es gab eine Szene. Sie endete damit, daß der alte Herr seine Tochter von sich wies. „Es ist gar nicht unmöglich, daß ich die Eveline heirate, wenn meine Frau stirbt“, sagte der Cavalier.

Nun haute er ihr ein Nest, draußen im Cottage, und die Eby sandte einen Betrag allmonatlich ins Elternhaus. Die Mutter empfing ihn, aber der Vater durfte nie wissen, woher das Geld kam. Er war der sicheren Meinung, daß es aus einem Wohlthätigkeitsfonds stammte. Aber er sprach nie davon. Die Bertha durfte zu der

verstoßenen Schwester niemals, es sei denn, daß man irgend etwas brauchte; der Bruder kam öfter, schließlich so oft, daß der Baron sich die Expressungen verbat.

Evy war jung und hübsch und lebenslustig. Ihr „Bräutigam“ genügte ihr nicht; sie ging vor- und nachmittags auf die Straße, und da sie nichts sah, was sie hätte interessieren können, spazierte sie verstoßen in die Stadt, wo die schönen Männer sehr billig sind. Einer mit einem tadellosen Gehrock, mit einer Chrysantheme im Knopfloch, mit grauen Handschuhen und braunem Teint gefiel ihr. Sie angelte ihn kinderleicht. „Kommen Sie heute nachmittags.“ Nun hatte sie das Spielzeug. Er kam gern und oft. Die Hausmeisterin bekam noble Douceurs. Nun schwelgte Evy in Geld, Wohlleben und Liebe. Eduard mit seiner Hundenaese spürte die Geschichte aus und wollte Geld von Eveline. Geld oder Verrat. Der neue Verehrer erkannte die Gefahr und warf den Bruder über die Stiege.

Der Rechte kam regelmäßig gegen sechs Uhr abends. Tagsüber hielt ihn das Bureau fest. Die wackere Hausbesitzerin warf ihm ein „Küss' d' Hand, Herr Baron“ zu, er nahm den Schlüssel und trat ein. Ein junges Frauenzimmer mit weißer Schürze öffnete die Tür, sie war ganz als Stubenmädel adjustiert und hatte schönen Lohn. Im Zimmer stand Evy im Schlafrock. Es war alles auf Liebe gestimmt. Der elektrische Luster steckte in zarten, blaß rosafarbenen Gläsern, die Lambrequins waren von schwerem Samt, die Stores doppelt dicke Spitzen, die Vorhänge dunkelgrüner Plüsch. Es roch nach feinen, aparten Odeurs, das Klavier stand offen und die Kerzen brannten. Evy spielte die „Baccarole“. Das wollte der Baron. Bei diesen Klängen rauchte er seine Cigarre und dann entkleidete er sich. —

Der Herr Bräutigam war immer gleich zart. Er

wollte Liebe für sein Geld, und Eby bot sie ihm. Er sprach mit ihr von vielen politischen Dingen, und er ließ zeitweilig durchschauen, daß er endlich doch noch die Geschicke Oesterreichs in die Hand bekommen werde. Sie las eifrig die Zeitungen; sie verstand es, ihn anzuregen. Er nannte sie „Mausi“, sie hieß ihn „Manni“. Von der Familie sprachen sie niemals, das war abgemachte Sache.

Es ist selbstverständlich, daß der schöne Fritz, den sie sich erworben hatte, zu Tageszeiten kam, die nicht mit den Amtsstunden ihres Bräutigams kollidierten. Aber einmal kam es zum Krach. Der „Baron“ hatte keine Lust, bis drei Uhr seinen Dienst zu versehen; er hatte Sehnsucht nach seiner kleinen lieben Eby und fuhr nach dem Cottage. Das war dumm. Der Schlüssel sperrte nicht, die Thür war verriegelt, das Stubenmädchel war verlegen und verschämt und sagte, die Herrin sei nicht zu Hause. Er ging aber ins Zimmer und fand sie schlafend, schnarchend. Das stört immer die Liebe, wenn die Frau schnarcht, um so mehr, wenn sie im Duett schnarcht. Der schöne Fritz sprang nackt aus dem Bett und eilte ins Badezimmer, wo er seine Kleider hatte. Eby wischte sich den Schlaf aus den Augen und dann streckte sie die Arme sehnsüchtig nach dem Bräutigam aus. Er sprach nur einige Worte, er gefiel sich fast in dieser Romansituation: „Ich habe Sie geliebt, Madame, Sie haben mich betrogen, ich verachte Sie. Es ist alles aus, ich komme nicht wieder.“

Er ging, und der schöne Fritz kroch wieder ins Bett. Sie schliefen ruhig ein, und um drei Uhr läutete sie dem Stubenmädchen: „Holen Sie vom Krebs kalten Aufschnitt und eine Flasche Sherry!“

Nach Tisch besprachen sie die Zukunft, denn mit der Apanagierung war's nun aus. Die Möbel konnte

ihr der Verfloffene nicht nehmen, denn die waren auf sie geschrieben; der Zins war bis zum November gezahlt, es war also kein Grund zum Verzweifeln. „Jetzt habe ich Dich, jetzt darf ich Dich lieben, Du süßes Bubi,“ sagte sie. Er wehrte ihre heißen Zudringlichkeiten ab. „Jetzt heißt's klug sein, Kazerl,“ antwortete er. „Du weißt ja, ich hab' nichts; wir müssen weiter denken.“

In der Not brauchen sie immer den Rat der Mutter. Die ganze Familie verkehrte jetzt bei Ewy, nur Eduard durfte sich nicht sehen lassen, das war der „Schandfleck“ geworden. Man hatte ihn einiger ganz unbedeutender Diebereien halber aus dem Bureau geworfen und Fritz erklärte, ein Verkehr mit ihm sei unmöglich. Der Vater saß bekümmert im Schaukelstuhl; er war in Pension gegangen und fürchtete in unbestimmtem Ahnen, daß jetzt die Zuschüsse aus der geheimen Stiftung aufhören würden. Die Mutter ordnete den Wäschekasten und rechnete aus, welchen Versakwert die Dinge hätten. Bertha aber zog die Schubladen hervor, schnüffelte nach intimen Dingen und roch die parfümgeschwängerte Luft mit unendlichem Behagen. —

Der fürsorglichste war der schöne Fritz. Er nahm alle seine Bekanntschaften in Durchsicht und schaute nach den reichsten. Endlich hatte er einen, einen Verwaltungsrat einer rentablen Gesellschaft. — Einmal brachte er ihn zu Mittag, just in die traueste Familiengesellschaft. Ewy war entsezt. Sie hatte ästhetische Vergnügungen an ihren Liebchaften; der war häßlich und roch nach Schweiß, den wollte sie nicht, der widerstrebte ihr, zu solchen Scheusalen hatte sie noch Zeit. Der „Bankier“ brachte Geschenke mit. Nach Tisch zogen sich die andern zurück; er blieb allein mit Ewy, er sprühte Leidenschaft und Feuer; sie wies ihn zurück, und er wurde ganz toll. „Herrlich, Kazerl,“ sagte Fritz, „wenn der nicht das Doppelte schmeißt wie Dein Baron, lasse ich mich köpfen.“

„Ja, er schwitzt zehnmal so stark und ich mag ihn nicht, er soll mir nicht mehr kommen.“

Das große Glück erschien ganz aus dem Plötzlichen. — Am Vormittag promenierte sie im Prater, zur Freudenau. Auf den Reitwegen Offiziere, in der Hauptallee hübsche Wagen. Zwei Herren in feiner Uniform sahen sie; einer stieg ab, reichte einem Reitknecht die Zügel und sprach mit ihr über die Sache so leicht, so einfach, als sei es das Selbstverständlichste. Ob sie frei sei, ob sie keinen großen Anhang habe, ob sie gewillt sei, mit dem Herrn einmal zusammenzukommen?

Der Herr aber ritt davon und war sehr elegant und sah sich öfters um.

Sie sagte „ja“, als wäre das ihre Profession. Man besprach, am nächsten Tage in der Allee nach dem Lusthaus sich zu treffen. Sie kamen in Zivil. Der eine, der gestern die parlamentarischen Vorkehrungen traf, blieb diskret zurück; der andere war der „Herr“. — Eddy erkannte ihn sofort. Er war sehr hübsch, groß und kräftig. Die Kleine kannte ihn schon aus den Schaukästen der Photographie- und Kunsthandlungen. Sie sagte aber „Herr Offizier“ zu ihm und stellte sich naiv.

Sie sprachen nur wenige Minuten, dann erzählte sie ihm von ihrem ungetreuen Bräutigam, von ihrer hübschen Wohnung draußen im Cottage. Sie fügte auch noch errötend hinzu, es werde sie sehr freuen, und sie mache sich eine große Ehre daraus.

Er lächelte: „Sie kennen mich?“

Sie sagte: „Nein, Herr Offizier.“

Er flüsterte ihr den Namen ins Ohr und sie wollte erbleichen. Zum Teil brachte sie's fertig. Er hatte den Eindruck, den er wollte. Dann folgte die Adresse. Und er meinte, er würde zu ihr kommen, gegen Mitternacht in den nächsten Tagen, sie würden schon einig werden.

Sie knixte und er grüßte jovial wie bei der Parade. — Hinter ihm ging mit undurchdringlichem Gesicht ein Diener, die Nase hoch oben in den Wolken, er selbst ganz erfüllt von Würde und Grandezza.

Papa, Mama, Evy, Fritz und Bertha saßen beim Kaffee und sprachen von unseligen Kindern, die ihr Glück mit Füßen stoßen, denen Bankiers gewillt sind, zweitausend Gulden monatlich zu bezahlen. — Da platzte sie heraus. Da sagte sie's ihnen ins Gesicht, da schlug sie's ihnen um die Ohren: „Ich habe einen Erzherzog!“

Der Vater stand auf. Er war ganz der Beamte, er griff mechanisch nach der Stelle, wo er, zwanzig oder dreißigmal in seinem Leben den Degen getragen hatte, er war stolz auf dieses Kind. Die Mutter sah mit schwimmenden Augen nach dem herrlichen Mädchen, Bertha guckte nach den Bildern nackter Frauen und nur Fritz lächelte pöflich: „Du Kaiserl, das ist eine schlimme Sache, tu' das nicht, da kann man Unannehmlichkeiten haben.“

Der Vater erhob sich: „Herr Fritz, ich verbitte mir das!“ Seine Anhänglichkeit an das Fürstenhaus wurde lebendig.

Fritz sagte ruhig: „Ich will Euch etwas erzählen: „Die Mizzi hatte auch einen, der ließ sich einladen, kam zu Soupers und gab einen Ring zum Geschenk. Ich habe ihn selbst ins Versakamt getragen. Wißt Ihr, was er wert war? Fünfzehn Gulden! Und das Essen hat vierzig Gulden gekostet, ich habe die Krebse beim Tommassoni gekauft.“

Ja, ja, der Fritz kannte die Sachen. Er schilderte so lebhaft, daß die Mutter einen Seufzer über die ungeratenen Kinder von heute nicht unterlassen konnte, daß der Vater im Kampf zwischen Kindesliebe und angestammter Treue, die letztere fahren ließ. —

Aber Eby erklärte: Ich liebe ihn und er kommt bald, vielleicht noch heute.

Die beiden Alten gingen fort, kummerbeladen und besorgt. Frik blieb und Bertha.

Es war spät geworden, man drehte das Licht auf und Betty, das Stubenmädchen, erhielt neue Strümpfe und ein weißes Schürzchen. Der Hausmeisterin aber sagte Eby: „Ich bitt' Sie, Frau Kleininger, es kommt ein Herr heut' oder morgen, er ist in Uniform oder in Zivil. Sie kennen ihn nicht, o nein, Sie kennen ihn gewiß nicht. Er hätt's nicht gern und er wird öfter kommen; die alte Scheibmann muß gekündigt werden und niemand darf's wissen. Solche Geschichten darf man ja nicht hören. Nicht der Greisler darf's wissen und nicht der Wirt. Wenn's brav sind, dann können wir dem Pepi vielleicht das Militär ersparen.“ — Sie sagte das so lieb, so bescheiden, daß die Hausmeisterin noch viel höher hinauf riet. Aber sie schwieg, denn die drei Jahre des Pepi, die waren ihr unbequem. Vielleicht hatte sie unter Millionen das Glück. —

Im Salon stäubte Eveline das Klavier ab und richtete Noten her, den Boccaccio und die Fledermaus. Auch „die Liebe vom Zigeuner stammt“ aus Carmen. Nun kam noch Chippre auf den Divan und zwei Prachtausgaben des „Faust“ auf den Tisch. Die Vorhänge waren dicht zugezogen und sie legte einen blaßblauen, funkel-nagelneuen Schlafrock an. Er schmiegte sich ihren zarten Körperformen an, er ließ sie jungfräulich erscheinen und dazu nahm sie die roten Pantoffeln und weiße, spinnwebfeine Strümpfe. Das mußte doch selbst ein hoher Herr apart finden. —

Mitten unter Nesteln und Zupfen hörte sie Schreien, Kreischen und Lachen aus dem Schlafzimmer. Sie eilte zur Thür und fand sie verschlossen. Böse Ahnungen

füllten sie, im Augenblick gaben ihr Schreck und Born Riesenkraft. Ein Stoß, ein Anstemmen des Körpers, die Klaffte die Thür, die Riegel hatten nachgegeben und da sah sie das Entsetzliche: Bertha und Frik auf den zerwühlten Betten.

„Schuft!“ schrie sie und wollte auf Frik los. Er erhob sich aus seinem Schauffement, er sprach nichts. Da faßte sie das kleine Ding, die Bertha, bei den offenen Haaren, „Du — Du —“ sie schlug sie ins Gesicht und Frik ließ es geschehen. —

Bertha sagte leifend und zischend: „Laß mich los, ich will es auch gut haben, ich will auch solche Kleider haben, wie Du, solche Möbel, ich bin schon über sechszehn ich will nicht länger Kleider für mich nähen, ich will auch gut leben.“

„Hat er Dir das gesagt?“ fragte Eby heiser. „Der, Schuft, er hat ja nichts, ich habe ihn ausgehalten. Was willst Du von ihm?“

Frik war dabei, seine Kravatte zu binden. „Ich bitte mir das aus, Eveline,“ sagte er ganz trocken. „Die Kleine ist überreif. Ich habe sie Deinem Bankier bestimmt, der nimmt sie und hat das Haus schon eingerichtet auf der Wieden. Die ist eben geschaidter. Und ehe sie zu ihm ging, eher, eher — nun eher wollte sie eben was von dem kennen lernen, was ihr bevorstand.“ —

Bertha lachte ganz frech und in Eby stieg ein Gefühl des namenlosen Ekels über sich und ihre Umgebung auf. Sie schlug die Hände vor's Gesicht, unterdessen hastelte der Mensch dem Mädchen die Jacke zu. —

Es klingelte, klingelte nochmals und nochmals. Eveline wußte, wer es war. Sie hatte der Hausmeisterin den Auftrag erteilt, ihn auf solche Weise anzukündigen, den neuen Herrn. Augenblicklich richtete sie die Haare, eilte zum Toilettetisch, nahm Puder und vermischte die

Tränenspuren. „Du mußt durch's Fenster und wenn du den Kragen brichst“, schrie sie Fritz zu. Er sah sie mit melancholischem Blick an. „Es ist aus!“ sagte er, „Du siehst mich nicht mehr.“ —

Dann stieg er in der Pose eines Romeos auf den Sessel und sprang die eineinhalb oder zwei Meter aus dem Hochparterre in den Garten. — „Du empfehlst Dich sofort, Du, Du — Du Mensch,“ keuchte sie Bertha zu. Dann zu den Betten. Sie wollte über die Polster hinwegstreichen, da schrie sie auf: „Fort, fort, Du Dirne, Betty soll im Augenblick kommen, das Leintuch muß gleich weg. — Diese Schande.“

„Dir konnte das nicht mehr passieren,“ höhnte das junge Mädchel. Da tönte die Klingel vom Gang und eine Thür schlug zu. — Eby stand im Salon. Ja, das war er, da stand er in ihrer Wohnung, schön, groß, stolz, wie auf der Photographie. Er legte den Säbel ab, er sagte: „Behaglich ist's bei Dir.“ —

Mit leisen Schritten kam Bertha aus dem Schlafgemach, knixte vor der Schwester, sagte: „Du läßt also der Mutter die Hand küß'n“, und sah mit kurzen Blicken auf den Gast.

Bei der Thür wandte sie sich nochmals um: „Gute Nacht, Herr Leutnant!“

11. „Planeten g'fällig?“

Eine langweilige, regenschwangere Herbstnacht sinkt nieder. Die Theater sind aus und die Stadt geht zur Ruhe. Dieses Wien schläft zeitlich; wer nach zehn Uhr auf der Straße ist, der rechnet schon mit zu den unsoliden Schwärmern, denen der lebenswürdige Wiener Ausdruck „alter Drahrer“ tagfrei verliehen wird.

In den Bierhäusern dominieren die Chefs der Stammtische, verkünden hier, wie wohl in aller Welt, ihre untrügliche Weisheit, loben ihren Partei-Gott oder ihren Kunst-Götzen, fühlen sich hierjelig und majestätisch wichtig und erwarten unter Kannegießereien und faden Simpeleien jene späte Nachtstunde, die ihnen die nötige Betttschwere verleiht.

Die Tür öffnet sich und ein halbwüchsiges Mädchen tritt ein. Bescheiden sieht es erst nach Wirt und Kellner, oft auch nach den Gesichtern der Gäste, in denen es zu lesen versteht und kommt dann rasch auf den Stammtisch zu.

„Planeten g'fällig?“

In der mageren Hand hält das Mädchel, das nur notdürftig gegen die Unbill der Nacht geschützt ist, einige Zettel; das sind die Planeten.

Natürlich nur eine bessere Form der Bettlei, aber doch nur möglich in einer Stadt, wo Aberglauben und

Wahrsagekunst noch nicht so ganz über Bord geworfen wurden. Die „Planeten“ stellen dem Käufer das Horoskop. Er erhält ein primitives Blättchen Papier, auf dem die „Zukunft“ zu lesen ist. In den gewöhnlichsten, läppischsten Phrasen wird mitgeteilt, daß „eine große Erbschaft zu erwarten ist“, daß „ein unversehenes Glück ins Haus steht“. Dann folgt ein Bildchen in verzerrter Weise ein Zeichen des Tierkreises darstellend, und dann kommen, um die Mystik auf die Spitze zu treiben, drei Lotterie-Nummern. —

Das Ganze wird gern um zwei Kreuzer verkauft, denn das Planetenmädels bezieht sechs Stück um einen Kreuzer und kann also mit geringer Anlage ein bescheidenes Kapital erwerben, wenn sie die Planeten an den Mann, oder — was bei der Art der Erzeugnisse viel leichter scheint — an die Frau bringt.

Oft und oft schon haben sich die Richter mit dem Elend der Planeten-Kinder befassen müssen, die armen Mädchen werden von Eltern oder anderen raublüsternden Angehörigen dazu verhalten, die Planeten zu verkaufen, und müssen allnächtlich, sollen sie nicht den schlimmsten Mißhandlungen zum Opfer fallen, den ihnen vorgeschriebenen Betrag abliefern. — Das große Publikum kennt zum Teil diese Verhältnisse und nimmt die Planeten willig hin, liest sie und bezahlt sie. Erstens ist man wohlthätig und dann — die kleine Lotterie lockt — vielleicht will's das Glück doch einmal. —

Da steht das Mädels in einem zerschlossenen Rattun-Kleid. Sie ist im Wachstum zurückgeblieben und in der Reife. Ihren dürftigen Formen nach, möchte man ihr zehn, zwölf Jahre geben, aber sie ist schon sechzehn, siebzehn und nichts ist ihr fremd geblieben. Seit ihrem fünften Lebensjahre treibt sie das Geschäft mit den Planeten. Die Mutter führte sie vor Jahren in den Beruf ein, an ihrer Hand betrat sie das Lokal, ihr kindliches Flehen

sollte etwaige hartherzige Bürger erweichen. Dann als sie sieben alt war, schritt sie allein in die Lokale. Die Mutter wartete unfern des Lokals, um den Ertrag gleich an sich zu nehmen, wenn die Kleine aus dem Restaurant kam. Das war praktisch. Wer hätte das Herz gehabt, dem Kind, das vor Frost zitternd in die warme, bierdunstende Stube trat, Schlimmes zu sagen, wer hätte sie der Polizei übergeben wollen, die arme, hungrige Kröte, die ihre mageren Arme nach den Gästen ausstreckte, deren blasse Wangen, deren matter Blick beredter waren, als die dem Kind einstudierten Worte? — Wäre die Mutter mitgegangen, dann hätte sich doch vielleicht der Wirt einmal veranlaßt gesehen, einen Polizeimann zu holen, und das hätte eine Katastrophe gegeben. Die Mutter hätte man eingesperrt, das Kind aber wäre ihr fortgenommen worden, und das ging nicht, denn das Kind erhielt die Familie — den Vater, der ein Trunkenbold war und in der Branntweinschenke schlief, die Mutter, die ihm folgte, wenn ihr die Bettelei ein paar Kreuzer abgeworfen hatte.

Vom neunten Jahre an betrieb das Planetenmädel das Geschäft selbständig. Als Anlage wurden täglich zehn Kreuzer investiert, dafür erhielt sie sechzig Planeten. Bei einer Einnahme von nur zwei Kreuzern pro Stück machte sie eine Lösung von einem Gulden und zwanzig Kreuzern. Die wackeren Eltern wollten nur glatte Rechnung. Einen Gulden pro Tag mußte das Kind abliefern. Was es mehr einnahm, gehörte ihr; was es weniger brachte, wurde ihr an Prügeln aufgezählt. — In der Schnaps-Atmosphäre aufgewachsen, wurde das Planetenmädel bald daran gewöhnt, im Branntwein den lieben Tröster zu suchen. Der Verführung eines Strolches erlag es kaum zehn Jahre alt und nun, da es vierzehn und fünfzehn und sechzehn geworden und zu keiner Arbeit taugte, war der Gedanke an Prostitution der nächste. Aber

das Mädchen brachte nichts mit zu diesem Beruf. Nur ganz verlebte Burschen nahmen sie mit sich in den Prater oder auf die Schmelz und impften ihr entseklliche Krankheiten ein.

Da es mit dem Dirnentum nicht ging, griff sie weiter zu den Planeten. Da galt's nur durch Nührung zu wirken, durch bescheidenes Benehmen, durch karge prägnante Worte. — Und der Bettel nährte sie. Mit ihrem häßlichen Leib fand sie keinen professionsmäßigen Beschützer, das Massenquartier, in dem sie einigemale Unterschluß gefunden hatte, behagte ihr nicht, sie war also bei ihrer Mutter, und es blieb bei den Planeten. — Nachmittags trat sie auf die Liebespaare im Prater zu, reichte dem Schneidergesellen und der sich seiner Freundschaft erfreuenden Köchin die Zettel hin. Die wurden fast immer angenommen und honoriert, manchmal, wenn etwas in der Prophezeiung besonders eintraf, sogar mit einem Fünferl oder Sechserl. —

Ihre bessere Zeit war aber die Nacht. Wenn's draußen in Stürmen regnet, wenn sie wie ein unschuldigcs, vom Schicksal verfolgtes Wesen in das Zimmer trat, dann hörten die Politiker in ihren Gesprächen auf, die Biertrinker wurden ein wenig ernüchtert und in allen stieg das Bild des eigenen wohligen Heims auf, sie gedachten der zu Hause schlafenden Gattinnen und Töchter, denen kein Verführer naht. Sie wollten die unverkennbaren Merkmale des Lasters nicht merken, sie hörten nichts als den trockenen Husten des armen, jungen Geschöpfes und sie gaben. Damit kehrte dann wieder die gute Stimmung zurück, sie hatten ihre Pflicht erfüllt, nun konnten sie ruhig weiter trinken.

Der Wirt ruft das Planetenmädel, da ist noch ein Stückchen Sudfleisch von Mittag, dann Gemüse und ein Glas Bier. Sie verschlingt es heißhungrig, sie nimmt

das Brot in den Sack und während die gutmütige Köchin ihr den Rücken wendet, läßt sie einen Löffel im Kleid verschwinden und geht dann rasch. — Die Gäste blicken ihr nach, wie sie in die feuchte Nacht hinaus eilt, dann ist das Bild aus ihren Augen, aus ihren wienerischen Herzen. Sie mögen das Elend darum nicht, weil es ihnen Durst und Appetit verleidet.

Beim Branntweinschenker trifft sie ihre Gesellschaft, zwei Burschen und ein Mädel ihres Standes. Ein williger Vermittler, der den gestohlenen Löffel in Geld umsetzt, ist rasch gefunden und dann gießt sie den ätzenden Spiritus durch die Kehle. Sie weiß noch ein Gasthaus in der Nähe, wo pensionierte Offiziere beim Bier sitzen, wenn da der alte Major droben ist, gibt's heute noch ein paar Sechserln. Der Alte hat ein faibles für sie, wenn sie, ohne ein Wort zu sprechen, vor seinem Tische steht. Ihre stummen Blicke rühren ihn und er gibt und veranlaßt auch die anderen zum Geben.

Ist das letzte Bierlokal gesperrt, dann trifft das Planetenmädel wieder in der Schenke mit den Freunden zusammen. Der Ertrag war so günstig, daß sie einen Burschen mit Getränken aushalten, daß sie ihm ein paar Sechserln für die Liebesleistung zahlen kann, zu der sie ihn in ihre Wohnung nimmt. — Gegen Morgen kommt sie in das erbärmliche Zimmer in der Vorstadt. Auf dem nackten Fußboden liegen Vater und Mutter. Der Vater erwacht, da sie mit dem Strolch eintritt. Ein entsetzliches Schimpfswort ruft er ihr zu, dann verlangt er das Geld. Sie gibt ihm den Gulden und der sich aufrichtenden Megäre, die ihre Mutter ist, ein Nickelstück. Dafür erhält sie einige Säcke alter grauer Leinwand, auf die sie sich mit dem Geliebten, den sie sich erkaufte, betten kann.

Der ganze Raum ist in eflige Branntweindünste gehüllt.

12. Die Leopoldstädterin

Sie ist von der Wienerin nur durch einige Brücken getrennt; der Donaukanal muß erst überschritten werden, ehe man zu ihr gelangt. Das genügt aber, um viele Schranken aufzutürmen.

Sie hat sich ihr Ghetto frei gewählt; denn nichts könnte sie hindern, die Schranke fallen zu lassen und hinaus zu ziehen nach der schönen Stadt, zu den fröhlichen Menschen. Sie bleibt lieber in ihrem Kreise — wird hier geboren, lebt hier und heiratet hier.

Sie ist die Tochter eines betriebsamen Kaufmanns, wird hübsch und gewinnt bald üppige Formen, die die Aufmerksamkeit der Gourmands auf sie lenken. Sie liest ungemein viel, Kolportagezeugs, Blutrünstiges und daneben echte Literatur; denn das gilt in ihren Kreisen als unerläßlich: ein bißchen Schiller, ein wenig Goethe und viel Heine.

Im Theater liebt sie vorerst die „feinere“ Richtung, also Burgtheater und Volkstheater. Premieren, die sich mit schweren sittlichen Problemen umgürten, sind ihr Lieblingsgericht. Sie philosophiert, sie spintisiert und dabei ist sie geistreich. Musik steht ihr nur als von der Wienerin Ueberkommenes hoch. Sie hat weniger Gehör als ihre Schwester in den anderen Bezirken, die

Leopoldstädterin, sie versteht nichts von der Seele des Walzers.

Frühzeitig regt sich nicht zu dämmende Sinnlichkeit in ihr. Sie weiß alles, sie durchblickt die Geheimnisse des elterlichen Schlafzimmers, sie sieht ins Dunkel des Studierzimmers ihres älteren Bruders. — Sie ist darum wohl nicht schuldig zu sprechen, denn der Trieb ist in ihr, und die Erziehung gibt sich keine Mühe, ihr Verschlossenes fern zu halten. Schlüpfrige Lektüre, schlüpfrige Stücke, schlüpfrige Gespräche; zeitweilig geht sie zur „Budapester Orpheumgesellschaft“. Dort hört man Boten, dort schreiben jammervolle Schmierfinken Pornographie. Aber das Publikum ist danach. Leute, die mit lechzenden Lippen die Dinge erfassen, die da kredenzt werden, Frauen, die mit Begierde all' das verstehen und mit flimmernden Augen den Nachbar anblicken, wenn's recht dick kommt. Sie wächst und wird zur üppigen Schönheit.

Von der Stadt kommt ein feiner, blasser, junger Mann, der sich in sie verschaut hat. Er kommt täglich, macht ihr hübsche Geschenke und ist ernstlich bereit, sie zu seiner Geliebten zu machen. Er stammt aus einem anderen Bezirk, ist von ihrer Weltanschauung so weit entfernt, wie der Himmel von der Erde und das fremdländische lockt ihn, er kann ihr nicht anders als illegitim näher treten.

Sie sieht ihn gern, sie liebt ihn; er ist doch was anderes wie die jungen Leute aus der Glockengasse und vom Karmeliterplatz. Er stammt aus einer feinen Familie, hat sie einmal im Theater gesehen und dachte, daß es leicht wäre, sie zu kapern.

Hatte auch ganz so den Anschein. Sie lachte ihm freundlich zu. Sie erlaubte es ihm, sie zu begleiten, sie gestattete, daß er ihr *posto restante* schreibe, Chiffre „ango d'or“. Das waren Dinge, die ihm eine schöne

Zukunft prophezeiten. Und dann wurde nichts daraus, rein gar nichts. Er darf sie nur dann sprechen, wenn andere dabei sind; sie ist vorsichtig — vorsichtig bis zum Verzweifeln.

Sie kennt sich — eine Einladung ins Chambre, ein Ausflug, und sie ist verloren; sie könnte nicht widerstehen, sie selbst wäre es, die ihn verstricken würde, denn sie schmachtet nach Liebe, nach schrankenloser Hingabe. Und sie hat ihn so lieb, so lieb, daß es ihr eigentlich kalt über den Rücken läuft, wenn sie daran denkt, wohin das führen soll. Ihren Eltern gilt er nur so als Freund en passant. Mein Gott, es macht ja Freude, wenn man einen so feinen, reichen, vornehmen Kerl an den Triumphwagen der Tochter gekettet sieht! An was Ernstes denkt keiner. Er ist ihnen ja doch ein Fremder, und das Mädchel ist so gescheit!

An Sonntagen promenieren sie durch die Hauptallee im Prater. Da trifft sie alle ihre Freundinnen. Ihr Galan liebt sie; als erstes und ernstestes Beweismittel seiner starken Gefühle für sie verlangt sie es, daß er sich mit ihr in der Hauptallee zeige. Er wollte erst nicht, aber dann wollte er schon, denn ihr Einfluß gewann an dämonischem Zauber.

Und nun schritten sie an jedem Sonntag durch den Prater. Vorüber an den gaffenden, drängenden, schiebenden Menschen, die hier der Musik lauschen, die von den drei Kaffeehäusern schallt. Auf den Sesseln, die man mit vier Hellern bezahlt, sitzen die Eltern; durch die Fahrallee jagen die Wagen des eleganten Wien, und auf dem Fußgängerwege spielt sich das Liebesleben der Leopoldstädterin ab. Da sehen sie die Eltern, da sehen sie die Freundinnen, und sie prokt mit ihrem vornehmen Adorateur, der ganz ängstlich neben ihr trippelt, ihr tausend Schönheiten sagt und zusammenschauert, wenn

er ihren Leib, den sie ihm versagt, berühren darf. Stärker wird das Schieben und Stoßen, er achtet es nicht, und ihr ist's grausame Freude, daß sie ihn in die ihr passende Form der Anbetung zwingt. Dann sinken die Abendshatten nieder, von den Auen kommt der weiche, süße Duft, und die letzten Liebespaare fahren im geschlossenen Wagen zum Rondeau und zurück. Die Kutscher eilen nicht und winken einander frech zu.

Die Spaziergänger verlieren sich langsam, in den Kaffeehäusern wird's stille, der Menschenstrom ergießt sich nach dem Wurstelprater. Die Nacht zieht auf. Er hält das schöne Mädel noch immer am Arm; sein Blut ist bis zum Wahnsinn erhitzt, er fühlt, daß sie auch nicht mehr ganz Herrin ihrer Sinne ist; er preßt sie ganz nahe an sich, daß er ihre weichen Formen fühlt. Ihre Hand ist feucht, und ihre Sprache ist nicht mehr so sicher.

Die leisen Klänge der Pratermusiken sind im Verhallen, und nur an spärlichen Ecken brennen städtische Laternen. Er zieht sie mit sich, gegen die Rotunde. Und sie läßt's geschehen und denkt nur eines: Der hat mich lieb, der ist nach meinem Geschmack; der will meine Liebe, und ich möchte sie ihm so gern geben.

Die kluge Leopoldstädterin ist für Sekunden zum schwachen Weibe geworden. Und sie schreitet neben ihm und fühlt, wie seine Lippen auf den ihren ruhen, wie sie in enger Umschlingung durch die Sternennacht taumeln, wie alle ihre Sinne das Opfer des Naturgebotes wollen. Er tastet an ihr, und sie sinkt mit ihm auf eine Bank und erlaubt ihm alles. Nur das Eine nicht! — Er leuchtet vor Erregung, und sie sind wie zwei wilde Tiere in ungezügelter Brunst. Aber das Weibchen ist klug. Und sie versöhnt ihn durch ihre Küsse, durch ihre gierigen Liebkosungen.

Das ganze Bild steht vor ihren Augen. Sie verliert an Wert, wenn sie sich ihrem Temperament hingibt. Ueber ihrem Puls steht ihr Verstand.

Arm in Arm mit dem zitternden jungen Menschen kommt sie zu den Eltern. Die sitzen noch immer auf den mit vier Hellern bezahlten Stühlen, sprechen abwechselnd von der Verwandtschaft und vom Geschäft. An die Tochter denken sie nicht; die wissen sie durch die erbliche Belastung an Klugheit so sicher wie in Abrahams Schoß.

Da sind sie nun, und eng aneinanderlebend schreiten sie durch den Prater, durch die staubige, heiße Straße nach der Leopoldstadt. Sie gehen noch ins Café. Das ist irgend eines der unschönen Etablissements mit Mädchenbedienung, mit Zigeunermusik oder dergleichen. Da sieht sie ihn mit verlangenden Blicken an, da entkleidet er sie Stück für Stück mit den Augen und wühlt in den Schönheiten ihres Körpers. Er darf sie nur ahnen.

Musik und Scherz und zärtliche Szenen, wenn irgend ein Blumenmädel einem Leutnant eine Rose ansteckt. — Das alles treibt ihn weiter in der Bahn, die ihm vorgezeichnet wurde.

Er geleitet sie nach Hause, und sie schläft lange nicht ein und sehnt sich wollüstig nach ihm, nach seinen Küssen. Dann verlöscht sie das Licht und wälzt sich unruhig, bis sie ihren Frieden wiederfindet.

Er kommt schon am nächsten Tage und spricht mit dem Alten. Der ist namenlos bestürzt. Das wollte er nicht, daran dachte er nicht; er muß auch erst mit Frau und Tochter reden. Und es sind noch viele Formalitäten zu erfüllen.

„Nichts,“ sagt er, „nichts ist mehr zu erfüllen.“

Er hat sein eigenes Vermögen, er tritt aus der Firma, er verleugnet Vater und Mutter; sie werden sich

schon versöhnen. In kurzer Frist soll die Hochzeit sein.
„Religionsunterschiede?“

„Habe ich es Ihnen denn nicht gesagt, es gibt
keine Hindernisse.“

Sie hat ihn mit Haut und Haar gewonnen. Er
willigt in alles ein, er beugt sich ihrem Willen, er bittet
um Aufnahme in die neue Gemeinde.

Sie sagt „Ja“ und will ihn bis zum Tage der
Hochzeit nicht mehr sehen, bis sie sich ihm geben darf.
Und er sehnt den Tag in wildem Verlangen herbei und
hört nicht die Stimmen rechts und links.

So wird der Auerhahn vom tödlichen Blei erreicht.
So gewinnt die Leopoldstädterin ihren Gatten.

13. Aus der Vorstadt

Sie ist weit draußen, jenseits der alten Linienwälle aufgewachsen, wo noch kerngesund, echt wienerisches Wesen haust. Als Kind kam sie nur alle heiligen Zeiten einmal nach der Stadt mit den großen Häusern, aber das lockte sie nicht. Viel lieber besuchte sie die Tant' auf der alten Wäscherburg, sah dem Tanz der frohen Mädels zu, hörte von ihren lustigen Streichen und schwang gleich die Köckchen, wenn irgend ein Leierkasten in der Nähe war. Dabei behielt sie ihr resches Wesen, war um treffende Antwort nie verlegen und wuchs unberdorben vom Einfluß höherer Zivilisation auf.

Mit ihren festen, gesunden Armen trozte sie den Jungen, die sie ob ihrer G'schnappigkeit haßten, sie wußte Alle in Respekt zu halten und da sie untadelig brav war, beim Röhrbrunnen nicht länger stand, als notwendig, und der kranken Mutter jede Arbeit bereitwilligst abnahm, schätzte man sie. Diese Bravheit ist dem Wiener Vorstadt-Mädels angeboren, die kindliche Liebe behält immer Oberhand, sie verehrt Vater und Mutter auch dann, wenn das vierte Gebot in Fällen, wie sie Anzengruber zu schildern weiß, eigentlich außer Kraft tritt, sie vergißt ihre Pflichten nicht, sie würde das Elternpaar nicht anders als mit dem achtungsvollen „Sie“ anreden.

Der Lärm der Stadt, all ihr unechter Glanz, das Raubgold der prunkenden Straßen mit den leichtlebigen, gepuzten Menschen wird ihr nicht gefährlich. Sie ist brav und gut und die Stadt verlacht sie von ihrem sichern Post und macht den Mädeln nach, wie sie tanzen, wie sie flirten und wie sie die Auslagen bewundern. Daheim hört sie auch immer die warnende Stimme der Mutter: „Nimm Dich nur vor denen „drinnen“ in acht!“ Die drinnen, das sind die Städter, die verlogenen, großtuerischen Menschen, mit denen sie in der Vorstadt nichts gemein hatten, als daß sie sich auch Wiener nannten. Selige Kinderjahre verflogen. Da war ein weiter schöner Platz und an den hellen Sommernachmittagen gab's hier frohe Spiele und Tanz. Schier zum Greifen nahe, sah sie den Rahlberg und den Leopoldsberg. Von den kleinen, niederen Fenstern mit den weißen, blendend reinen Spitzen-Vorhängen konnte sie weit in die Ferne sehen, nach den Höhen der Umgebung, nach den Feldern, nach den Weinbergen.

In ihrem Rücken fand sich die ruhende Stadt mit grauem Dunst und unendlich hohen Häusern. Unmerklich, wie eine auf dem Bauch sich fortschiebende Schlange, kam die Gefahr näher. Allmählich rückte die Stadt heran, riß erst Linientwalle und Wäscherbürg nieder, zog hohe Mauern an die Stelle der schönen Plätze, verschlang ihr den Ausblick auf die fernen Berge und hüllte ihre lieben weißen Vorhänge in das Grau des Straßentaubes. — Mit einem Male war die Schranke gefallen, die von drinnen kamen heraus, sie umringten die Vorstadt und ruhten nicht, bis sie mit ihnen eins waren.

In ihrem Zimmer duftete es noch immer nach Lavendel, blitzsauber waren die einfachen Möbel und wenn man durch die Thür eintrat, spürte man gleich ihr Walten, sah den sonntäglich blanken Tisch mit den alt-

väterlichen Stühlen, den Schrank mit gewundenen Säulen, die klaren Fensterscheiben und den Kanarienvogel in seinem hübschen Haus.

Die Mutter starb und nun führte sie dem Vater die Wirtschaft. Der saß am Abend noch immer im Hof, rauchte seine Pfeife und plauderte mit den Nachbarn über die alten Zeiten.

Das Mädel war größer geworden, trug lange Kleider und brachte manchen Kreuzer ins Haus, durch die Schürzen, die sie machte, die dann in die großen Geschäfte mit den spiegelnden Auslagefenstern kamen.

War's Feierabend, dann ging sie nach der Volksbibliothek, die die neuen Kulturbestrebungen in ihrer Nähe errichtet hatten. Das war Nahrung, die verschlang sie, konnte sich nicht satt essen an ihr und sah nun das Leben in ganz anderem Lichte. — Die Enge behagte ihr nicht mehr, sie erfuhr von den Dingen der großen Welt, von den Fürsten, die arme Landmädchen heiraten, von den schönen Boudoirs der Lebedamen, von den Vergnügungen des Reichthums. Das war die Gefahr, die von drinnen kam!

Nun ergriff sie Sehnsucht nach dem Theater. Eine Freundin fand sich bald, und nachmittags wandten sie sich der Stadt zu und bezogen Plätze hoch oben. Das war also das Leben. Ja, jetzt kannte sie es; davon schrieben sie also in den Zeitungen, das schilderten sie in den Büchern. Da sie aus dem Burgtheater kam, war sie eine andere geworden. — Die Näherinnen nannten sie eine Theatergedl, weil sie in pathetischem Ton sprach, weil sie die Pracht des Gesehenen nicht genug schildern, die Schönheit der Spieler und Spielerinnen nicht genug rühmen konnte. — So wurde sie klug und gebildet, und das kleine Milieu ihrer glückseligen Jugend schien ihr so arm, so dürftig, daß sie sich besser dünkte als die andern,

daß sie hinaus wollte zu den Großen, die das Leben verstehen, daß sie sich ihres guten, kindlichen Gemütes schämte.

Ihn hatte sie im Theater kennen gelernt. Er sah sie, wie sie sich durch den eisernen Queue drängte, gewahrte sie dann mit seinem guten Glas im vierten Stock, wie sie mit fiebernder Erregung den Vorgängen auf der Bühne folgte, und erwartete sie beim Ausgang. Das war ein Anfang. Er war ein Duzendmensch, ohne höhere Intelligenz, ohne besondere Vorzüge; aber er sprach mit ihr vom Theater, er regte ihre Phantasie an, er schilderte ihr die Schönheiten anderer Stücke, er lud sie ein, das alles anzusehen auf bequemen Sitzen, in seiner Gegenwart.

Sie hatte das Bild der Mutter vor Augen, sie hörte ihre Worte: „Nimm Dich vor denen „drinnen“ in acht!“ — Man sah ihn niemals draußen in der Vorstadt, er war immer gleichmütig, immer liebenswürdig; denn er wußte, daß sie dem plötzlichen Sturm getrotzt hätte.

Und sie fiel, wie ein einfaches Mädchen fällt. An einem Sonntag war's, sie hatten den „Othello“ gespielt, und ihr Gemüt war ganz erfüllt von der Tragik der Schicksale; in ihrem Gehirn woben die phantastischen Bilder weiter fort, sie war in einer romantischen Welt, als er sie zum Nachtmahl einlud. Das hatte er noch niemals gewagt, aber jetzt glückte es.

Sie konnte nicht nach Hause in das kleine Zimmer mit dem Lavendelduft, mit den blanken Möbeln, mit den alten Stühlen und den weißen Vorhängen. Sie hätte es nicht vermocht, jetzt den Vater zu sprechen, der irgend eine Platttheit sagte, die seinem Geiste ebenbürtig war. Wie fern war sie all den Leuten, den kleinen Näherinnen, dem Geträtsch der Arbeiter, den weißen

Schürzchen, die unter ihrer Hand zu Kunstwerken wurden! Widerwillen faßte sie gegen dieses gewöhnliche Leben, und sie ging gern mit ihm, der ihr von Kunst sprach, von Othello, von Shakespeare, von Sonnenthal und Krastel, das war doch ein Mensch, der sie verstand.

Und sie billigte es, daß er mit ihr nicht vor allen Leuten sprach, daß er ein kleines Zimmerchen wählte, in dem sie aßen und tranken. — Sie war gar nicht berauscht, und sie führte keine der auf dem Theater so beliebten Champagner-Scenen auf. Sie verlangte kein Jawort nicht für die Hochzeit, sie dachte gar nicht an Ehe. Das war ein Mann, der zu ihr taugte, das war kein Vorstadtmensch, kein Spießbürger. Er saß eng neben ihr und sprach von seiner Liebe. Er ergögte sich an ihrer Schönheit, und ihre Pulse gewannen Leben. Er gefiel ihr, denn er war ihrem Geist nahe. Sie sah ihre eigene Liebescene aufs Theater gehoben, es war ihr, als sei das ein Akt eines Stückes, sie war Desdemona, er Othello — nein, er war kein Mohr, er war viel hübscher, tadellos elegant und hatte sie so lieb. Sie überhörte die süßen Worte, die er flüsterte, sie mußte sein werden, es war Gesetz. Nebenan sangen einige Stimmen den schlechten Text zur blauen Donau. Wie die Wellen des Stromes drang es lockend an ihr Ohr, — die elektrischen Lichter waren so hell, das Zimmer apart, die Pokale von neuer Façon, die Besteck Silber, Blumen vor dem Spiegel, der elegante Mann, der um Liebe warb und das Theater mit seinen Künstlern, Othello mit heißem Atem . . .

Shakespeare war der Verführer, sie schloß die Arme um ihn und gab sich ihm lächelnd.

Es kam, wie es kommen mußte, die Liebe ließ nach, das arme Ding war betrogen. —

Nun haßte sie das Theater; wenn sie darüber nach-

dachte, verstand sie es kaum, wie es so hatte kommen können. Keinen Funken empfand sie für den Verführer, wenn sie ihn einmal gesehen hätte, würde sie sich abgewandt haben, aber sie sah ihn nicht, er ließ sich nicht blicken und sie suchte nicht nach ihm.

In der Näherei tat sie mehr als je, die reizenden, geschmackvollen Schürzchen flogen ihr nur so unter den Händen, sie war wieder ganz die alte; abends saß sie beim Vater, die Nachbarn verwunderten sich, daß sie von dem „Rappel“ geheilt war, bis — bis sie es nicht mehr verbergen konnte. — Das war nun ein Getuschel und ein Gerede, aber sie kümmerte sich nicht darum. Dem Vater gestand sie's, der mußte es wissen; der sagte kein schlechtes Wort, denn die Flüche und die Enterbungen kommen nur in den schlechten Theaterstücken vor.

Wer der Vater sei, wollte er wissen.

„Fragen's net danach,“ sagte sie, „i waß gar net und er wird mir a net den richt'gen Nam' g'jagt hab'n. Schuld bin i allan, warum bin i in d' Stadt gangen.“

Er war's zufrieden und sie hatte ein lediges Kind. Der Pfarrer und ihre Verwandten wollten von der Herkunft der Kleinen etwas wissen, aber sie schüttelte das Haupt, der Vater habe gar keine Beziehungen zu ihr, der war gar nicht zu rechnen, den sollte man ungeschoren lassen, was sie für's Kind brauche, würde sie schon selbst verdienen. — Sie schämte sich der Kleinen nicht und sie hatte auch keinen Grund zur Schande. Sie war in Schönheit gefallen, unbewußt eines Unrechts.

Nun war der Vater tot und das Vorstadt-Mädel lebt mit dem Kind in dem kleinen Zimmer. Nach wie vor ist der Boden blank gerieben und die Möbel sind hell, als wären sie frisch poliert. Mit dem Gezwitscher des Kanarienvogels vermengt sich der kindliche Ruf der Kleinen. Arbeit Tag und Nacht, denn die Ver-

hältnisse sind schlechter geworden, mit den Schürzchen allein geht's nicht, die näht die Maschine hübscher, schneller und billiger, da kommen auch Häubchen dazu und Kleider. Und das nährt kaum. Aber die Kleine hat keine Sorgen und wächst heran, unbekümmert darum, wie lange die Mutter näht. Sie ist noch gar nicht alt und ihre Reize locken noch so manchen. Aber sie wissen's alle, sie ist brav. Einer, der der Meinung war, daß sie ihm gut sei, ein Tischler, bot ihr die Hand an. Sie zeigte auf das Kind, das zu ihren Füßen kroch. Er lachte. Ob sie denn glaube, daß er sich etwas daraus mache, er wisse ja ganz gut, daß sie den Kerl kaum kenne, daß er ihr gleichgültig gewesen sei, und daß es eine Sünde wäre, ihre jungen Tage zu vertrauern.

Sie sagt's ihm ohne jede Sentimentalität; das wolle sie nicht, das könne sie nicht, sie tät's schon gern, aber das Kind wäre immer ein Dorn, der Vater würde es mit scheelen Augen ansehen und zuletzt würde sie es vielleicht dem Gatten zuliebe opfern und von sich stoßen. „Das Waserl kann do nix für mei Dummheit.“

Er versuchte Widerreden, aber sie blieb dabei. Sie näht weiter und trägt nun eine Brille, weil die Augen schlecht geworden sind, und kommt nicht von der geraden Linie: Vom Haus ins Geschäft, vom Geschäft ins Haus. Eine wundersame junge Blüte wächst neben ihr auf, das Kind, resch, klug, mit einem wienerischen Goscherl, es vergöttert die Mutter und zerkrast den Buben die Wangen, die die Mutter eine „Person“ nennen.

Sie ist zehn, elf, mit rosigem Wangen, tanzt im Hausflur zum Leierkasten und singt mit jubilierender Stimme, das reine Vorstadt-Mädel.

Ganz nahe fährt die Stadtbahn vorbei mit Qualm und Getreisch und Kahlenberg und Leopoldsberg sind so

weit, so weit wie die fernen Berge und Felder und Nebengehänge. Sonntags ziehen sie in Scharen nach Nußdorf. Die Mutter streichelt ihr die blonden Locken und freut sich des kindlichen Frohsinns. Wie eine graue, feine Nadel winkt im Nebelmeer der Stefansturm. Um ihn die Masse der Stadt: „Nimm' Dich vor denen drinnen in acht!“ sagt die Frau.

14. Das Mädchen „von Erziehung“

Das sind diese reizenden Mädels mit den leicht aufgeworfenen Lippen, mit den frischen, lebensklüsternden Augen, mit der entzückenden Sprache und dem legeren „Sansfouat“-Gehaben. Gute, herzige Geschöpfe, ohne Falsch, ohne tiefere Innerlichkeit, frei von gequälter Grübelelei über Lebensfragen.

Bildungsstufe: So ganz allgemein. Die Klavierlehrerin kommt ins Haus, die Französin, die Engländerin, dazu ein paar Bücher, die modern sind. Aber ungemein viel Naturverstand. Sie wissen, was fesch ist, sie kleiden sich so, daß man pass ist über dieses Zusammenstimmen von Farbe, Teint und Gestalt. Das gibt ihnen die Natur. Aus Modeblättern haben sie's nicht, denn die kriegen sie selten zu Gesicht. Musik ist ihnen wirkliche Nahrung. Musik verführt sie. In der Oper schwärmen sie für Wagner. Fassen ihn nicht, freuen sich aber der prickelnden Gefühle, die sie beseelen. Sind voll unkeuscher Gedanken und malen sich eine wütende Sinnlichkeit, die ihre Nächte beherrscht. Konzertbesucherinnen sind sie aus ästhetischem, angeborenem Gefühl, das kann Bruckner, Brahms, Beethoven sein, sie wissen, daß es gut und

schön ist, geben sich willig dem Zauber des Augenblicks hin und spielen zu Hause das Gehörte mit Fertigkeit. Aber das fliegt nur über sie weg, wie ein leichter Wind, der das Gras auf kurze Momente zu beugen versteht. Fröhlichkeit ist ihr innerer Kern, heiter ist das Leben, kurz ist die Jugend. Genießen! das ist ihr Wort.

Papa hat eine schöne Stellung irgendwo. Mama ist gut, sieht es gern, wenn das Mädel in Gesellschaft gefällt, freut sich, wenn junge Leute um sie sind.

Weil's Mode ist, kommt sie auch ins Künstlerhaus, in die Sezession, in den Hagenbund. Und auch hier wieder dieses glückliche Naturell. Just auf den Kern trifft sie's zu sagen, was schön ist, was Achtung verdient. Kein Kritiker versteht's besser. Gegen ihren guten, herrlichen Geschmack gibt's keinen Refurs. Das leitet sie überall, das macht sie so reizend, so unsäglich verführerisch. Ihr wunder Punkt ist die Orthographie, aber das hat noch keinen Freier abgehalten, und Briefe beantwortet sie nicht, oder doch nur lakonisch.

Herzensbildung?

Sie ist gut, die Wienerin. Frei von allen Härten, besonders bis zwanzig, fünfundzwanzig. Da glänzt ihr das Sonnenlicht schöner als anderen Geschöpfen, da atmet sie trunken die Reize der Welt. Sie opfert sich für die Armen und die kostbare Träne des Mitleids entquillt ihrem Auge, wenn sie fremdes Leid sieht. Sie liebt Vater und Mutter, und wenn sie den Gedanken an die Zukunft vor sich hat, da sie fort muß vom Haus, dem Gatten folgend, dann zieht eine Wolke über das liebe Gesicht und die Augen sind trübe. Sie beginnt zu denken, wie es doch im Leben schlecht ist, wie die Natur abscheulich war, da sie das Sterben ersann und dergleichen.

Zwei Sekunden später ist das ausgebrannt, und

dann denkt sie darüber, was der kleine Maxl dazu sagen wird, wenn er sie heute mit der grauen Boa sehen wird.

Moral: Wienerisch.

Sie folgt dem ungeliebten Gatten nicht, sie nimmt ihn nicht, sie will ihn nicht. Vater und Mutter können ihr jahrelang in den Ohren liegen, sie haßt ihn, sie schaudert bei dem Bild, daß er sie anfaßt, sich Freiheiten erlaubt. Sie heßt sich in Zorn und will sterben. Sie schreibt Abschiedsbriefe und hat Gift bei sich und geht schlafen mit dem festen Vorsatz, am nächsten Tag aus der Welt zu scheiden.

In der Nacht aber träumt sie: Der ekelhafte Freier hat natürlich Geld, viel Geld. Papa verdient nur viel, macht Aufwand, weil's seine Stellung erfordert, aber reell ist der Reichtum nicht. Der Zukünftige ist reell. Also: Industriellenball mit einer defolletierten Robe, graue Seide mit Glitter, das Oberkleid mit echten Perlen. Den Nacken herunterfallend ein Halsband mit Diamant-tropfen.

Dann: Josefstadt- und Orpheum-Premidren, alle Schweinereien der Saison; Jours mit Kaviar und Hummern, die Zimmer voll mit Offizieren und herzigen Gigerln, auf der Ringstraße Promenade, ewiges Grüßen, „Küss' d' Hand!“ „Guten Tag, gnä' Frau!“ und ein Flüstern: „Sapperlot schön ist die und was sie für Schmuck hat!“ Das sind ihre Träume.

Am nächsten Morgen reibt sie sich den Schlaf aus den Augen und lacht. „Herrgott das Leben ist so schön, so schön!“ Diese Träume werden in Erfüllung gehen, können in Erfüllung gehen, sie braucht nur zu wollen.

Sie sieht den künftigen Gatten vor sich, er schaut schon etwas besser aus; er wird zusehends jünger, aimabler. Da sie mit der Toilette fertig ist, sagt sie zur Mama: „Du, also ich nimm ihn doch!“

Sie begibt sich oft in Gefahr, das Mädel aus feinem Hause, denn die Gefahr reizt sie, und dann hat sie schon so viel davon gehört, daß die Männer leidenschaftlich sind wie die Bestien. Das muß herrlich sein, so einen zu reizen, natürlich einen, den man lieb hat. Aber seiner Sache muß man sicher sein, umkommen darf man nicht in der Gefahr.

Da wäre er ja, der kleine Maxl. Er ist zierlich und elegant und hat so gute, treue Augen. Zur Zeit ist er in der Oesterreichisch-ungarischen Bank. Ein feiner Posten, aber was sind denn die paar Gulden! Papa sagt: „Der Bursch' wird Carrière machen.“ Mama sagt: „Die Frau von so einem Hungerleider kann keine Kleider von der Spitzer tragen, keine Hüte von der Galimberti.“

Sie liebt ihn, sie hat ihn aufrichtig gern; abends beim Corso drückt sie ihm dann die Hand, und Sonntags, wenn er kommt mit Blumen für Mama, Sonntags kriegt er irgendwo in einem verstohlenen Winkel einen Kuß. Der Kuß führt den Maxl irre. — Er laviert lange; aber da sie sich's ruhig gefallen läßt, das Quetschen und Schmeicheln und Pressen, denkt er: ich kann weiter gehen.

Ein Brief, heimlich zugesteckt. „Ich muß Dich sprechen, ich bin toll vor Liebe.“ Sie lacht: „Ja, heute hat er's getroffen, heute komm' ich.“ Sie ist zum Kampf gewappnet, ganz raffiniert gewappnet. Sie geht zum Rendezvous. Was das werden wird? Wie er sich benehmen wird? Er ist so hübsch, wenn er glüht!

Sie kommt mit einem Schleier und scheint ihm wunderbarer als je. Der Wagen steht bereit. Weit hinaus geht's aus dem Bezirk, er hält ihre Hand in der Felten. Der Fiaker fährt mörderisch, die Fenster des Coupées sind offen. Man darf das Mißtrauen der

Aufscher in Wien nicht herausfordern. Ihre Unverschämtheit, wenn sie ein Liebespaar vermuten, übersteigt die Höhe ihrer materiellen Ansprüche noch himmelhoch.

Also: Händedrücken, keuchendes Anschmiegen, fiebrische Temperatur. —

Vor einer kleinen Pforte Halt; dann ein, zwei Seitengassen, dann ein großes Haus, dann sind sie im Hotel.

„Wohin führst Du mich?“

„Es sieht Dich niemand, Engel.“ —

Sie hat's längst gewußt, wohin die Fahrt geht; sie bebt vor Erwartung, sie fürchtet sich gar nicht; man kennt sie hier nicht, und somit ist sie sicher.

Ein feines Zimmer mit elektrischem Licht. Sie tritt ein; er hat's schon so geordnet, daß der Portier und das Stubenmädchen nicht sichtbar werden. All right! — Die Vorhänge dunkel und zugezogen, sie sind allein. Mit einem Male spürt sie's: Wenn ich in seiner Gewalt wäre!

Nein, sie kennt sich, sie ist in keines Menschen Gewalt. Er nimmt sie in seine Arme. Sie bleibt vorstichtig in Jacke und Hut und Schleier. Und er küßt sie, bis sie ein wenig erschauert. Sie hat ja Blut in den Adern. Zollweise geht er vor, erst den Schleier, dann die Jacke, dann den Hut. Sie sprechen nicht und sehen sich an und keuchen vor Gier. Das Duell: Männchen—Weibchen. — Er trachtet mit allem Raffinement danach, sie zu gewinnen; sie ist beobachtend, klug und abwehrend. Dabei hat sie ihn lieb und ist so neugierig, so schrecklich neugierig!

Sie küßt ihn, und er hastelt am Kleid. Da springt sie auf: „Du, das nicht, das nicht!“

Aber sie meint's gar nicht so. Und nun beginnt's, Kraft gegen Kraft. Er hebt sie hoch auf, er ist riesenstark, der kleine Maxl; sie beißt ihn in die Lippen. Wie

sie das heiße Keuchen seines Atems spürt und die roten Augen knapp vor sich sieht und die heißen, feuchten Hände, schwinden ihr auf einen Augenblick die Sinne. Sie eilt zur Glocke: „Du, ich läute, wenn Du mir was tußt! Hörst Du, ich will nicht!“

Er ist ein bißchen ernüchtert, das Läuten taugt nicht, das kann unangenehm werden. Er vergißt, der Esel, daß sie nicht läuten würde und wenn er sie in Stücke schnitte; der Schande und des Aufsehens wegen.

Ganz klug sitzen sie auf dem Divan. Er hat nur die Erlaubnis ihre Hände zu halten, ganz wie im Salon, wenn Mama auf einen Augenblick nach der Wirtschaft schaute. Sie sprechen von sich. Er malt ihr seine Zukunft, er bittet sie sein Weib zu werden, er küßt ihre Knie und die Spitzen ihrer Finger. Er bettelt um ihre Liebe. Und er weint leise, daß er sie so liebt und daß er sich nicht befreien könne von ihr. Sie streichelt ihn und glaubt Oberherrschaft bekommen zu haben: „Maxi sei g'scheit! Was soll ich mit Dir? Du weißt, ich muß schöne Kleider haben. Ich sag' Dir ja die Wahrheit, ich hab' Dich lieb, so lieb, so schrecklich lieb. Wär' ich denn sonst gekommen, Maxi! Und Du bist so schlimm. Ich nimm einen Mann, der viel Geld hat, vielleicht erst in ein paar Jahr. Und Du sollst Alles haben, nur das nicht. Ich könnt' Dir ja sagen, ich will Dich nehmen und könnt' Dir was vormachen. Aber ich will nicht lügen. Dich hab' ich lieb, und sonst niemanden. Und ich werd' auch keinen so lieb haben. Weißt Maxi, wenn ich einmal verheirat' bin, dann — dann sollst Du's gut haben.“

„Ich laß Dich nicht fort.“

Der Kampf beginnt auf's neue. Sie weint, sie hat ihn so lieb, sie will gar keinen andern als ihn, aber er darf sie nicht überwinden.

Er reißt ihr die Kleider vom Leibe, daß die Fäden fliegen, er küßt ihren quellenden Leib, er saugt ihren Speichel, er beißt ihre jungen Brüste, dann hebt er sie hoch auf und mit Brutalität zwingt er sie aufs Lager. Jetzt ist sie ganz Raubtier. Wie die Schlange entwindet sie sich, wie der Tiger krallt sie ihre Finger in seinen Hals, wie der Panther schlägt sie die Zähne in seinen Nacken. Und plötzlich lacht sie, ein hysterisches, doch dämonisches Lachen.

„Quäle Dich und mich nicht,“ ächzt sie, „laß mich.“

Mama wünscht, daß sie stets die neuen geschlossenen Unterbeinkleider trägt, das war von Vorteil. — Er zischt und die hübschen blonden Haare kleben an seinen schweißbedeckten Schläfen, sie blinzelt nach ihm, sie hat teuflische Freude, da sie die geschwollenen Adern sieht, die blinkenden Zähne, die wühlenden gierigen Blicke, den lechzenden Mund. Und sie ist ihrer Sache sicher. Er ruht eng an ihr, er fühlt ihren Körper zittern, sie ist ein junges lebensgieriges Weib, er rechnet auf Ergebung.

Da fühlt sie sich müde, da steigen ihre Pulse heiß auf und nun ist's Zeit. Sein Mund klebt auf ihrem, es wird ihr schwarz vor den Augen, wieder diese tödliche, heiße Ermattung, sie darf den Moment nicht verpassen. Und flüstert ihm ins Ohr: „Du, Du mußt mich lassen, ein andermal komme ich, ich — ich bin heute — — krank geworden —“

Er ist ernüchtert, er ist zu sich gekommen. Langsam wendet er sich ab, langsam taucht die Wahrheit in ihm auf, daß sie schlechter ist, als die elendeste Dirne, daß sie mit seiner Leidenschaft gespielt hat.

Aber sie fühlt keine Schuld, kleidet sich ruhig an, ordnet die Haare und benezt den Teint durch die Puderquaste, dann nimmt sie Hut und Schleier und streift die Handschuhe an. — Sie küßt ihn leicht, er merkt es

faum, dann ist sie beim Schlüssel, dreht ihn um und steigt allein die Treppe hinab.

Sie denkt nur daran, wie sie noch zurecht nach Hause kommt, sie hat die Zeit vertrödelte, es ist spät geworden. Aber sie wird sich schon herauslügen. — Sie hat einen Moment Herzklopfen, da sie auf die Straße tritt — niemand sieht sie, — dann steigt sie in einen Comfortable: „Dritter Bezirk, Salesianergasse.“



Die Grossstadtdokumente

die der bekannte Sittenschilderer und Sozialkritiker Hans Ostwald herausgibt, bieten in äusserst billigen, leicht zu erwerbenden und gut ausgestatteten Bänden jedem Gebildeten die günstige Gelegenheit, auf unterhaltsame Weise das weite, hochinteressante Gebiet der modernen Grossstadt mit ihren Tiefen und Untiefen kennen zu lernen. Besonders werden jene Grossstadtexistenzen und Grossstadtereignisse in gediegener und doch durchaus einem jeden verständlichen fachmännischen Darstellung und Kritik geboten, die von näherer Erörterung in Zeitungen und Zeitschriften ausgeschlossen sind. Die dunklen Persönlichkeiten und dunklen Winkel werden durchleuchtet. Und grosse Stoffgebiete, dem Auge des Uneingeweihten fern, werden ihm nahe gerückt — stets von ersten anerkannten Sachkennern, deren Name dafür bürgt, dass der wissenschaftliche Gehalt durchaus auf der Höhe steht und auch die Form ihm nichts nachgiebt. Ja, diese Bände, die wegen ihrer Genauigkeit und Zuverlässigkeit zweifellos von bedeutendem dokumentarischen und kulturhistorischen Wert sind, ermöglichen es geradezu zum ersten Mal, irgend ein eigenartiges Stoffgebiet auf Grund von amüsanten Tatsachendarstellungen wirklich ganz zu übersehen und den wissenschaftlichen Kern und die Geheimnisse der Materie zu erfassen.

Nicht Dinge und Vorgänge, die wissenschaftlich schon festgelegt sind, sollen hier geboten werden. Das Meiste wird hier zum ersten Mal schriftlich fixiert. Und so werden die Grossstadtdokumente sogar den ernsthaften Anspruch auf die Bezeichnung eines Quellenwerkes machen können.

Vor allen Dingen aber soll die Sammlung ein grosses, allseitiges Gemälde der modernen, der heutigen Weltstadt geben. Selbst wer die abscheulichen Schäden der Grossstadt erkennt und fasst, wird ihr doch einen gewissen Kulturwert nicht absprechen können. Und wer ihren Kulturwert preist, wird ihre Mängel nicht übersehen dürfen. Das alles sollen die Grossstadtdokumente bieten: den Wert, die Vorzüge der Grossstadt und ihre Missstände, Verderbtheiten und Verkehrtheiten.

Die Grossstadtdokumente erscheinen in Serien zu je 10 Bänden. Der Preis jedes Einzelbandes beträgt brosch. Mk. 1,—, geb. Mk. 2,—, Die ganze Serie, auf einmal bestellt, kostet brosch. Mk. 9,—, geb. Mk. 18,—.

Bezug kann durch jede Buchhandlung erfolgen.

Dunkle Winkel in Berlin von Hans Ostwald. 4. Aufl.

Dieser erste Band der Grossstadtdokumente von Hans Ostwald, zeigt eine ganze Reihe von dunklen Winkeln der Reichshauptstadt in feuilletonistischer Form, die sich an vielen Stellen ins Dichterische steigert — und bildet so eine gelungene Einleitung der Sammlung. Die geheimnisvollen Centren des Lasters, die Begenden, wo die Verkommenheit herrscht und neue Opfer in den Schlamm zerrt, unbekannte, neuartige Treffpunkte des Verbrechertums, die Schlupfwinkel der bittersten Armut, und der Halbwelt, das Leben und die Menschen in den grossartigen Wohltätigkeitsanstalten — vieles bringt durchaus neue Seiten des Grossstadt-Lebens, die bisher noch nirgends geschildert sind und die durch ihre ausgezeichnete Darstellung zu einem reizvollen Untergrund des Gemäldes werden, das die Grossstadtdokumente aufbauen sollen.

Die Berliner Bohème von Julius Bab. 3. Aufl.

Die besondere und seltene Gabe des Verfassers, geistvolle Bemerkungen mit plastischer Darstellung zu verschmelzen, hebt dies Buch auf die Stufe vornehmster französischer Causerie. Da erscheinen das seltsame Gebaren des E. C. H. Hoffmann, seines Freundes, des grossen Devrient, des genialen Grabbe, des anarchistischen Max Stirner und seines revolutionären Kreises — bis hinauf in unsere Tage, wo die Friedrichshagener der Kunst neue Schätze erbohrten, Wolzogen seine Ueberbretfler um sich scharte, die Brüder Hart eine neue Religion stiften wollten und nur der Bohème ein neues Gemeinschaftsheim bereiteten, und schliesslich die allerneuste Gegenwart: Das Café des Westens mit seinen Nachtmenschen . . .

Berlins drittes Geschlecht von Dr. Magnus Kirschfeld. 5. Aufl.

Hier finden wir zum ersten Mal eine erschöpfende und vor nichts zurückschreckende Darstellung des vielseitigen Lebens unserer körperlichen und geistigen Zwitler. Die vielfachen Arten ihrer Verbindungen zueinander, die zahllosen Arten der lokale, in denen die Homosexuellen und ihre weiblichen Pendants verkehren, die drolligen Vergnügungen dieser bedauernswerten und seltsamen Menschen, die Kaffeegesellschaften der homosexuellen Männer, die Bälle und Canzhränzchen, die Weihnachtsfeiern — alles das wird von der berufensten Feder (Dr. Kirschfeld ist der Vorsitzende des humanitären Komitees und hatte erst neulich einen Prozess in dieser Sache durchzukämpfen) vorgeführt. Die grosse Zahl der gleichgeschlechtlich Veranlagten — Sachkenner schätzen sie in Berlin auf mindestens 50 000 — rechtfertigen wohl die ernsthafte Beschäftigung mit diesem Stoff. Finden wir doch diese Menschen in allen Gesellschaftskreisen, bis zu den höchsten hinauf. Siehe den Fall Krupp!

Berliner Tanzlokale von Hans Ostwald

Wenn auch der Berliner kein allzu grosser Freund vom Canzen ist — die Berlinerin ist es um so eher. Mit welcher Leidenschaftlichkeit harrt sie draussen in den Vororten bei den Walzerhängen aus, bis der letzte Zug hineinfährt! Und wenn es auch heisst: Das Mädchen, das tanzen geht, ist verloren — sie geht doch. — Und wenn Dich erst der Erste hat — Die Tanzstätten sind die Orte, auf deren glatten Parkett die Plänketeien zwischen Männlein und Weiblein beginnen. So ein Donnerstag bei Schramm, ein Sonntag in Balensee oder in Grünau bringt alle Beine der Ladenmädchen, Näherinnen und Putzmacherinnen in Bewegung — von denen später so viele in den Werbelokalen der Halbwelt, bei Emberg, in den Blumensälen, Amorsälen beim tobenden Cancan wieder zu finden sind . . .

Das Zuhältertum in Berlin von Hans Ostwald. 3. Aufl.

Erschreckende Vorgänge und Prozesse, die entsetzliche Enthüllungen aus den tiefsten Tiefen der Grossstadt brachten, haben von der Bedeutung des Zuhältertums nur eine ganz unklare Vorstellung gegeben. Dieser Band der Grossstadt-Dokumente wird zum ersten Mal ein wirkliches Bild dieser grauenhaften Zustände malen. Der Verfasser, der seit Jahren in den Kaschemmen seine Studien machte, und mit deren Kreisen intime Fühlung hat, wird das Wesen des Zuhältertums, den Werdegang des Zuhälters, Zuhältertypen, Zuhälterlokale, die Zuhälterdienste, Zuhälters Ende unter ganz neuen Gesichtspunkten darstellen. Das Buch wird durch seine überraschenden und unerwarteten Ergebnisse verblüffen — und erst eine richtige Vorstellung vom Zuhältertum und seinem Umfang vermitteln, und; so ein ganz neues Dokument der Zeit geben.

Sekten und Sektierer in Berlin von Eberhard Buchner

Dass die wiedererwachenden religiös-ästhetischen Sehnsüchte der oberen Schichten der Gesellschaft ihr urwüchsiges oder verbrecherisches Widerspiel in den tieferen und niedersten Schichten haben mussten, liess sich wohl erwarten. Aber niemand wusste etwas davon. Da kommt nun Buchner, dessen Berühmtheit ihn wie keinen zweiten zu diesem Werk befähigt und zeigt uns, dass in unseren Strassen, in unsrer Nachbarschaft zahlreiche Sekten mit den widersinnigsten und pathologischen Auslegungen der heiligen Schrift kolossalen Zulauf finden, dass Sekten existieren, deren Anhänger nicht schwören dürfen; andre leben kommuneartig zusammen. Ja, eine Sekte persiegt sich sogar zu Cotenabendmahlen, und in der einen zwingt ein Apostel seine Anhänger, ihn Christus im Fleisch zu nennen; er ist also der wiedergekehrte Christus. . . Es ist schauerhaft, in unsrer Zeit auf solche Dinge zu stossen und zu sehen, wie die verrücktesten Menschen den unglaublichsten Zufluss finden und Tausende von Anhängern in ihre Finsternis hineinzerren — mit allen künstlichen Mitteln des Rausches und der geheimsten Sensationen. —

Berliner Kaffeehäuser von Hans Ostwald. 2. Aufl.

Spielt auch das Kaffeehaus in Berlin nicht die Rolle wie in Wien, so ist es doch ein wichtiger Faktor im Wirtschafts-, Geistes- und Sittenleben der deutschen Reichshauptstadt geworden. Die literarischen und künstlerischen Klüften haben auch hier ihre Klatschecken aufgeschlagen. Und die vornehme oder begüterte Welt des Westens herbringt auch in ihnen viele Stunden des Tages, Geschäfte werden gemacht, Halsabschneider binden dort die festesten Knoten ihrer würgenden Kravatten. Und dann — die Kaffeehäuser werden vorzugsweise zu Stellcheins benützt. Hier ist der neutrale Boden, auf dem sich die kleinen Mädchen mit ihrem Verhältnis zusammenfinden und wo die Halbwelt ihre Reise andeutet und anbietet. . .

Die Berliner Banken von Georg Bernhard

Der bekannte Herausgeber des «Plus» bietet hier eine reizvolle Uebersicht über das Berliner Bankwesen und den Geldverkehr. Die vielen Prozesse und Zusammenbrüche haben wohl die dunklen Winkel des Geldverkehrs angedeutet. Aber der Kalle hat das Wenigste vom alledem begriffen. Hier nun wird das gesamte innere Leben der Banken, ihre Organisation und die interessanten Vorgänge innerhalb der Prachtgebäude in einer Weise geboten, die dem Kalle Aufschluss gibt und auch dem Sachkennner ganz neue Einblicke und verblüffende Auffassungen gewährt.

Aus den Tiefen der Berliner Arbeiterbewegung von Albert Weidner

Die letzten Jahrzehnte haben starke politische Umwälzungen gebracht. Und so würde im Gemälde der heutigen Grossstadt etwas fehlen, wollten wir nicht auch die romanischen und eigenartigen Tiefen der Arbeiterbewegung aufdecken. Niemand als Albert Weidner ist dazu geeigneter. Hat er doch selbst als einer der Führer der Berliner Anarchisten die während der Jugend des Anarchismus durchgemacht und schildert er nun die Führer aus dem revolutionären Teil der Arbeiterschaft ebenso ungeschminkt, wie den Zusammenhang von Spießbüßern und verbrecherischen Coten, und auch die anarchistischen Helden und Sonderlinge des Sozialismus.

Berliner Sport von Arno Arndt

Das Sportleben der Reichshauptstadt ist so vielseitig und tritt so prägnant im Leben der Grossstadt hervor, dass es wohl lohnt, es mal zusammenhängend darzustellen und auch an den Erscheinungen des Sportlebens nicht vorüber zu gehn, die in den Fachblättern und Tageszeitungen nicht besprochen werden. Der Verfasser, der Sportredakteur einer der grössten und bedeutendsten Zeitungen von Berlin, scheut sich nicht, hinter die Kulissen zu schauen. So sachlich er alle großen und kleinen Sportarten schildert, so rücksichtslos spricht er auch von dem, was sonst immer verheimlicht wird. Natürlich interessiert ihn der Rennsport am meisten. Aber auch alle die andern Sports, von den vornehmsten bis zu den volklichsten, vergisst er nicht, sodass auch dieser Band seine Farbe zu dem Gemälde hergiebt, das die Grossstadt-Dokumente von der gegenwärtigen Grossstadt aufbewahren sollen.

Das goldene Wiener Herz von Max Winter.

„Das Buch ist keine der bekannten Lobhudeleien der Wiener, wie der Titel leicht vermuten lässt, der Max Winter und seine beinahe brüste Art nicht kennt. Das Buch ist eine haarscharfe und deutliche Darstellung des Elends in Wien, eine wirksame Widerlegung der abgewerkelten, blöden Volkssängerphrase von der Gemütlichkeit des Wienerturns. Max Winter beweist allerdings mit seinen Elendsschilderungen, deren Schauplatz die Kanäle, das Werkhaus, das Asyl, die Sandsträßen an der Donau sind, dass der Wiener gemütlich ist, aber nicht dort ist die Gemütlichkeit zu suchen und zu finden, wo man sie besingt, im Hause des Spiessbürgers I, II. und III. Steuerklasse, sondern unten, tief unten im Proletariate. . . Wer wissen will, wie in Wien, in der Kaiserstadt Wien, tausende arbeitsfähige Proletarier vegetieren, der lese Max Winters Buch.“
Der Volkswille.

Wiener Sport von Dr. Otto Herschmann.

Der Sport als sozialer Erscheinungsfaktor und Kultur-Dokument ist ein Gebiet, das die minderwertige Sportjournalistik nicht bebauen konnte, weil sie von ihrem engherzigen Standpunkte aus, ihn als melkende Kuh zu behandeln, den Blick in die Weite verlor. Gerade hier setzt das allgemeine Interesse überragend ein, es hört der Fachmann auf, alleiniger Besitzer des Sportinteresses zu sein, hier beginnt ein Teil des allgemeinen Lebens. So hat denn unser Autor grossen Wert darauf gelegt, die Bedeutung der einzelnen Klassen und Volksgruppen und ihre Beziehungen zum Sport darzustellen und zu kritisieren. Aus dem Aufsehen erregenden Inhalte seien hervorgehoben die Kapitel: Aristokratie, Volk und Politik im Sport Schwere Athletik; Das Judentum und der Sport; Schwimmen und Rudern; Fechten; Winter Sport; Fussball; Automobilismus; Der Wiener Sport im internationalen Kampfe.

Im Unterirdischen Wien von Max Winter.

Wer auf den prächtigen Strassen Wiens mit seinen monumentalen Kunstschnitzungen im „Gummiradler“ dahinsaut, ahnt nicht, dass die Hufe seiner Pferde auf das Dach eines Menschen schlagen, der unter dem Pflaster, in den Kanälen sein armseliges, menschenunwürdiges Lager unter qualvollen Mühseligkeiten und ewiger Angst vor den Verfolgern aufgeschlagen hat. Wer die packende Schilderung dieses grossstädtischen Tiefenlebens liest, wird Vieles in unserer heutigen Gesellschaftsordnung mit andern Augen betrachten. Wir sehen den Unrat der menschlichen Gesellschaft, den der Riesenleib der Grossstadt ausstösst, in die modernen Katakomben steigen und lernen dort ein Reich kennen, in dem fast alle Einrichtungen der „Oberwelt“ verzerrt wiederkehren. Auch liefert der Band wichtige Beiträge zur Kenntnis der heutigen grossstädtischen Prostitution.

Wiener Adels von Felix Salten.

Eine ausserordentlich wertvolle Schilderung des durch Inzucht und Ausschweifung degenerierten Wiener Adels, der ohne tiefere geistige Interessen entweder den Kultübungen der katholischen Kirche oder lediglich dem Sport und den ausgelassenen Vergnügungen huldigt. Einige Typen des Wiener Adels sind besonders lebensecht, objektiv, ohne Uebertreibung geschildert. Die exklusive Stellung der österreichischen Aristokratie, die sich von dem kraftstrotzenden reichsdeutschen Junkerstande so sehr unterscheidet, wird von ihrem in weitesten Kreisen bekannten, hochgeschätzten Kenner mit seinem rücksichtslosen, aber feinen und eleganten Stil geschildert. Von besonders aktuellem Interesse dürfte das Kapitel: „Skandal und Moral“ sein. Felix Salten, einem grossen Publikum als amüsanten Plauderer, Sitten- und Unsitte Schilderer bekannt, hat auch hier wieder seine grosse schriftstellerische Begabung dokumentiert.

Wiener Verbrecher von Emil Bader.

Aufsehen erregende Verbrechen haben den Blick der Öffentlichkeit gerade in letzter Zeit mehrmals nach Wien gelenkt. Die grossen sich wiederholenden Betrugsdationen, die Raubzüge der Wiener Spadren, die schauerlichen bestialischen Morde (siehe das Ehepaar Klein) liessen ein Verbrechertum erkennen, das sämtliche Merkmale des Wienerturns an sich trägt oder doch zum mindesten dessen Kehrseiten zeigt. Der Verfasser dieses Bandes der Grossstädt-Dokumente hat es verstanden, in seinem umfangreichen Buche alle charakteristischen Merkmale des Wiener Verbrechertypus aufzudecken. Wir glauben, uns in einer Schatzkammer, in einem kriminalistischen Museum zu befinden, wo wir die Hilfsmittel, Werkzeuge, Kniffe, Schwertwinkel und Rendepous aller Verbrecherkategorien, angefangen vom „harmlosen Spitzbuben“ bis zum lebensgefährlichen Cotschläger und Mörder, kennen lernen.

Berliner Schwindel von Rechtsanwalt Dr. J. Werthauer.

„Neben den Tausenden, die in ehrlicher und harter Arbeit ihr Brot erringen, und den glücklichen, die ererbtes und erworbenes Gut verzehren können, leben andere, die ihr Dasein auf Lug und Trug gründen. Rohe Einbrecher, denen es auf ihr eigenes Leben ebenso wenig ankommt wie auf fremdes, und Schwindler, die mehr oder minder vorsichtig die Paragraphen des Gesetzes abwägen, ehe sie einen Betrug wagen. Von diesen Schwindlern spricht der bekannte Verteidiger Rechtsanwalt Dr. Werthauer. Sein Buch mit dem verheissungsvollen Titel beginnt mit den „harmlosesten“ Betrügnern, den Ringneppern. — Zu den beliebtesten Betrügereien gehören ferner der Vermietungs- und Kautionssschwindel. Tausende werden durch ihn armen Kellnern, Hausdienern, Portiers, Adressenschreibern aus der Tasche gezogen. — Ein ganz besonderes Kapitel verdient die „schwarze Bande“, deren Mitglieder sich besonders auf Kreditschwindereien gut verstehen. — Nicht wenig sind auch derer, die die edle Liebe sich als Feld ihrer Schwindereien erkoren. Hier feiert die Dummheit ihre glänzendsten Triumphe und geht weit über das von der Polizei erlaubte Mass hinaus. — Weit schwieriger und knifflischer und für einen „Laien“ höchst gefährlich ist es, sich die Wechselreiterei und den Bauschwindel als Spezialgebiet zu wählen. — Vom Ringnepper bis zum feinen Bauherrn mit der unbezahlten Villa, deren „Marmor“ nach Lack riecht, ist ein weiser Schrift. Neusserlich! Innerlich bleibt es dasselbe.“

Berliner Tageblatt.

„Berliner Schwindel“ ist ein Buch, das jeder lesen sollte, — Jeder wird darin die Warnung vor einer Falle entdecken, in die auch er einmal gelockt werden könnte.“

Staatsbürger-Zeitung.

Berliner Variétés und Tingeltangel v. Eberhard Buchner.

Der Grossstädter, der von seinem anstrengenden Berufsleben genötigt wird, abends für seine übermüdeten Nerven Verstärkung zu suchen, geht nicht in die Theater, die ihm schwere Kunstkost bieten, sondern ins Variété und Tingeltangel. Durch diesen Massenzufluss aus dem Publikum erreichten die Kunststätten der leichten Muse eine Bedeutung, die es verlangt, sich einmal gründlich mit ihnen zu beschäftigen. Buchner schildert sämtliche Genres: das glänzende internationale Variété, das Familien- und Volksvariété, das Vorstadtvariété, die Variétéschulen, die Räuberhöhle, und lässt interessante Blicke hinter die Kulissen der Variétés und in das pikante Leben der weiblichen und männlichen Artistenwelt tun.

Im Schlussartikel weist der Verfasser auf die bedeutungsvolle Zukunft des Variétés hin, die es in unserem Kultur- und Volksleben haben wird.

Zehn Lebensläufe Berliner Kontrollmädchen

von Dr. med. Wilhelm Hammer.

Der Autor bringt sein reiches Material, das er sich als Anstaltsarzt des grössten Birnenkrankenhauses und anderer staatlicher und städtischer humanitärer Institute erworben hat, in fesselnder Weise hier der Wissenschaft und dem Publikum dar. Alle Fragen, die die Prostitution und das Verhältnis der Geschlechter zu einander aufwirft, stellt er hier zu ernster Diskussion. Aus seinem Buche sprechen die Tatsachen lauter als alle Tendenzschriften für und gegen! Mit besonderer Kraft und Unerschrockenheit behandelt er den heikelsten Stoff und die heikelsten Probleme des modernen Grossstadtlebens. Er ist der Erste, der den Werdegang der Dirne ungeschminkt darstellt und sie mit ihrem ganzen Leben, ihren Leiden und Freuden schildert, wie sie ist. Ohne alle Sentimentalität schaut er um sich und bringt klar und zielbewusst seine Erfahrungen, seine Kenntnisse und Erkenntnisse zur Sprache.

Demnächst erscheinen:

Berliner Clubs, Der Berliner Hof, Berliner Gerichte, Berliner Konfektion, Wiener Theater, Wiener Mädels, Montmartre und Quartier Latin etc.

Die Kollektion „Grossstadt-Dokumente“ wird unter Mitarbeit bewährtester Autoren in lebhaftem Tempo fortgesetzt. Alle Interessenten erhalten eingehende Prospekte, sowie neueste Verzeichnisse in jeder Buchhandlung oder, wenn in einer Buchhandlung nicht erhältlich, vom Verlag Hermann Seemann Nachfolger, Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 29.

Die bedeutendste poetische Schilderung
des Völkerrkrieges 1870/71.

Der große Krieg

Romanzyklus in 4 Teilen oder 8 Bänden von
Paul und Viktor Margueritte
Einzig autorisierte Ausgabe von U. Fricke.

I. Der Unstern. II. Die Stücke des Schwerfes.
III. Brave Kerle. IV. Die Kommune.

Jeder dieser vier Teile besteht aus zwei stattlichen Bänden à Mf. 2,50
brosch., Mf. 5,50 gebd. Das ganze Werk (4 Teile komplett in 8 Bd.)
kostet Mf. 20,— brosch., Mf. 28,— gebd.

Aus Urteilen der Presse:

„Nicht der Delandene, nicht der Haubi-
nissischen Phrase, nicht der Stilkunst legendären
Schwulstes gehören diese Männer an, sondern
einer aufwärtsstrebenden Nation, welche der
Selbstbefinnung einer Nation auf den ehleren
Kern ihres Empfindens und Denkens dient.
... In wahrhaft erschütternder Weise wird
das Eingreifen des Krieges in das Seelen-
leben einer im Grunde edeln, der beherrschen-
den stillosen Macht verlustig gegangenen
Nation geschildert.“

Staatsanzeiger Stuttgart.

„Ein französisches Werk über das letzte
große Völkerringen, ein Werk, das mehr als
die bisher erschienenen objektiv und zugleich
ein modernes literarisches Kunstwerk sein will,
darf nicht nur in seinem Heimatlande, wo es
bereits in mehr als 120 000 Exemplaren ab-
gesetzt worden ist, Interesse beanspruchen,
sondern mindestens ebensolches bei uns, die
wir darin einen hochinteressanten Beitrag zur
Zeitgeschichte erblicken können.“

Sächsische Schulzeitung.

„Es ist ein düsteres und eigentlich, wie-
wohl die Deutschen in dem Buche keineswegs
freundlich und gerecht bedacht sind, für die
Franzosen geradezu trostloses Gemälde.“

Kölnische Volkszeitung.

„Die Darstellung ist ungemein farbig,
dramatisch bewegt; sie reizt den Leser hin
und gibt ihm mit ihren feinen, reichen Details
Belehrung, die er in sehr gelehrten Werken
nicht findet.“

Züricher Post.

„Die Schilderung einzelner Episoden
kann als klassisch bezeichnet werden.“

Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

„Das Streben der Autoren geht bis ins
Detail nach Wahrheit. Bittere, traurige
Wahrheiten. Wären sie vom deutschen Wunde
gesagt worden, man würde von einem
Tendenzwerke sprechen.“

Danzers Armee-Zeitung, Wien.

„Ein interessantes Dokument für
die selbstgebildeten und geistig hochstehenden
Franzosen innewohnenden extremen Urteile
über uns Deutsche.“

Georg Minde-Bonnet im literarischen
Centralblatt in Leipzig.

„... ein Werk von kulturgeschichtlicher
Bedeutung...“

Allg. Deutsche Universitäts-Zeitung, Berlin.

„Ein ganzes Liebeslied klingt leise an,
wenn der Kanonendonner schweigt, und gibt
dem von Schlächtenlärm und Kriegsleiden-
schaft erfüllten Buche zugleich Tiefe und Stille.“

Die Woche, Berlin.

„Die Verfasser haben ihren Stoff an den
Quellen außerordentlich genau studiert, so
genau, daß die Schilderungen eine Art per-
sönlicher Note besitzen, als rührten sie von
einem Augenzeugen her.“

Hamburger Fremdenblatt.

„Wir haben es wirklich mit einer Ge-
schichte des Krieges zu tun, die Poeten
geschrieben haben, Männer, die Historiker und
Offiziere, vor allem aber Dichter und
Patrioten sind.“

Morgenpost, Berlin.

„So sehr, geradezu generalstabmäßig
gut die Autoren über alle, auch die kleinsten
Details der Kriegsvorgänge unterrichtet sind,
so vertraut, mit den seelischen Vorgängen
erweisen sie sich.“

Leipziger Tageblatt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Verlag von Hermann Seemann Nachfolger
Berlin und Leipzig.

Eduard Carpenter in Deutschland

Eduard Carpenter, eine der ungewöhnlichsten Erscheinungen der Gegenwart, hat als Reformator der Menschheit eine überragende und kaum abzuschätzende Bedeutung. In dem Werk „Wenn die Menschen reif zur Liebe werden“, das dem sexuellen Problem und dem Verhältnis der beiden Geschlechter gilt, untersucht er die Frauenfrage und malt ein glühendes Bild ihrer Zukunft. In den wunderschönen Dichtungen des Bandes „Demokratie“, Vorgesänge der Freiheit, deren Hymnen und Rhapsodien an Nietzsches „Zarathustra“ gemahnen, kämpft er für die Besserung der sozialen Verhältnisse, für die Hebung der niederen Klassen. Das Werk über die „Civilisation, ihre Ursachen und ihre Heilung“ dagegen legt den Finger an die Wunden unserer Kultur und enthält eine flammende Kritik der Entartungszustände bei allen zivilisierten Völkern. Diese wahrhaft lebendigen Bücher behandeln lauter brennende Fragen unserer Zeit. Es sind umfassende, weit ausgreifende Werke über die sozialen Zustände, über unsere Kultur, unsere Sittlichkeit, unsere Justiz und unsere Wissenschaft, unsere Kunst und ihr Verhältnis zum Leben unserer Zeit, Werke voll großartiger Gedanken und erhabener Anschauungen, die wie keine anderen zu Evangelien der Menschheit bestimmt sind.

In 6. Auflage (binnen weniger Monate) erschien:

Wenn die Menschen • reif zur Liebe werden

Eine Reihe von Aufsätzen über das
Verhältnis der beiden Geschlechter

Einzig autorisierte Übersetzung
von Dr. Carl Federn

Preis broschiert M. 3.—
eleg. gebunden „ 4.—

Ferner erschien soeben in einzig autorisierter Ausgabe:

Die Civilisation

ihre Ursachen und ihre Heilung

2. Auflage

Autorisierte Übersetzung
von Dr. Carl Federn

Preis br. M. 3.—, geb. M. 4.50

DEMOKRATIE

Vorgesänge der Freiheit

Einzig autorisierte Übersetzung

von Lilly Nadler-Nuellens
und Graf Erwin Batthyáni

Preis br. M. 2.—, geb. M. 3.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes
Verlag von Hermann Seemann Nachfolger

Ein prächtiges Geschenkbuch für Kinder und
Kinderfreunde:

Die verkaufte
Großmutter

VON
Hanns Heinz Ewers
mit acht farbigen Beilagen
u. zahlreichen Textbildern
von Horst-Schulze ..

2. Auflage. Preis vornehm und solid geb. Mk. 2,50.

„Ein prächtiges Büchlein. Eine Sammlung phantastischer bunter Märchenstücke, eingeleitet und geeint durch eine originelle, köstliche Idee.“ Der arme Teufel, Berlin.

... Die durch gotische, fette und leicht lesbare Typen begiebene Ausstattung und der solide Einband des Märchenbuches steigern seine Empfehlungswürdigkeit.“ Neue Preussische (Kreuz-) Zeitung, Berlin.

... Ein unterhaltames Buch, das mit seinen grotesken Bildern einen Jubelerfolg davontragen wird.“ Ostfriesisches Schulblatt.

„Wer im vorigen Jahre die wunderschöne Ausgabe von Till Eulenspiegel aus demselben Verlage gekauft und an ihr sich erfreut hat, für den bedarf es nur des Hinweises, daß das vorliegende Märchenbuch, in derselben prächtigen, durchaus modernen Ausstattung herausgegeben ist, in gotischen Typen gedruckt, mit schönem Bilder Schmuck von Paul Horst-Schulze. Die Märchen selbst werden jedes Kind entzücken. Wir empfehlen das Buch aufs wärmste.“

Wegweiser für Lehrmittel, Berlin.

„Anregend, belehrend, unterhaltend ... Kann besonders Knaben von 6-12 Jahren empfohlen werden.“

Tägliche Rundschau, Berlin.

„Das ist überhaupt das Charakteristische an diesem wirklich guten Märchenbuche: wie das Kind, so wird es auch der Erwachsene, der es einmal zu lesen begonnen, nicht eher wieder aus der Hand legen, bis er auch die letzte Seite beendet hat.“

Bremer Nachrichten.

„Die zahlreichen Voll- und Textbilder (zum Teil buntfarbig) stehen in ihrem künstlerischen Werte und ihrer plastischen Anpassung an den Text weit über der gewöhnlichen Märchenillustration; es sind durchweg Arbeiten eines Illustrators allerersten Ranges, die dem Auge des prüfenden Kritikers ebensolchen herzlichen Genuß bereiten, wie dem des naiv empfindenden Kindes.“

Theodor Gmel

in den Düsseldorfener Neuesten Nachrichten.

„Auch Erwachsenen wird das hübsche Buch gefallen. Das Buch besitzt auch einen vorzüglichen (alte gotische Lettern!) Druck.“

Dr. Alfred Möller.

„So erscheint das ganze Buch als Lichtstrahl in dem Kinderleben und sei jedem Knaben empfohlen. In jeder Jugendbibliothek habe es seine Stelle.“

D. Kunkel, Lehrer, in einem öffentlichen Vortrage.

„Ein echtes, rechtes Kinderbuch von anmutiger Poesie.“

Die Reichswehr, Wien.

„Ein eigenartig schönes Kinderbuch ... Das Ganze ist ein kleines Meisterstück der Buchkunst.“

Solche Bücher müssen wir unseren Kleinen in die Hand geben, wenn wir sie zur Kunst erziehen wollen.“

Monatshefte für Graphisches Kunstgewerbe Berlin.

„Ein ganz allerliebster Märchenbuch voll Poesie und köstlichen Humors.“

Schweizerische Lehrerzeitung, Zürich.

„Mit köstlicher Frische und ebensoviel Humor wie Phantasie erzählt.“

Hamburgischer Correspondent.

„Das Buch wird überall in der Kinderstube innige Freude hervorrufen.“

Preussische Lehrerzeitung, Spandau.

„Ein anregendes, belehrendes, prächtig unterhaltendes, famos ausgestattetes Buch für Knaben von 6 bis 12 Jahren.“

Wiesbadener Tagblatt.

„Die urcholide Ausstattung des ganzen Buches wird dem „Zerreißen“ lange standhalten, obgleich sich die Kinder um „Die verkaufte Großmutter“ reizen werden.“

Fritz Gaus, Berlin.

„Ein wirkliches Volksbuch.“

Gewerbefach, Rittau.

„Jung und Alt mag sich an den schmackhaften Geschichten erfreuen.“

Neues Wiener Tagblatt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Verlag von Hermann Seemann Nachfolger
Berlin und Leipzig.

XIX

22769a Two

In Seemanns kleiner Unterhaltungs-Bibliothek

sind folgende interessante Bände erschienen:

- 1|2. **Gräfin Julie.** Einige Kapitel Liebeswahnsinn. Roman. Von August Weissl. 3. Aufl. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.
3. **Ist es das Herz?** Roman. Von Jon von Goldmar. 2. Aufl. Br. M. 1.—, geb. M. 2.—.
4. **Der glückliche Prinz.** Modernes Märchenbuch. Von Oscar Wilde. Aus dem Engl. von Else Otten. 2. Aufl. Br. M. 1.—, geb. M. 2.—.
5. **Was uns passierte!** Humorist. Erzählungen. Von W. Schulte vom Brühl. 2. Aufl. Brosch. M. 1.—, geb. M. 2.—.
6. **Das Recht auf Sünde.** Roman. Von Dorothee Goebeler. 2. Taus. Br. M. 1.—, geb. M. 2.—.
7. **Marion, die Sängerin des Café chantant.** Von Anni Vivanti. Aus dem Italienischen von Else Rema. 2. Aufl. Br. M. 1.—, geb. M. 2.—.
8. **Monika.** Roman. Von Paul Bourget. Aus dem Franz. von Adele Achard. 2. Aufl. Br. M. 1, geb. M. 2.
9. **Annie Bianka.** Eine Reisegeschichte. Von Grete Meisel-Hess. Br. M. 1.—, geb. M. 2.—.
10. **Feindschaft.** Das höchste Gesetz. Erzählungen von A. de Wit. Einzig autoris. Uebersetzung a. d. Holl. von Else Otten. Br. M. 1.—, geb. M. 2.—.
11. **Die Wagner-Kette.** Eine moderne Liebesnovelle. Von Ellen Walter. 2. Aufl. Br. M. 1.—, geb. M. 2.—.
12. **Herzens-Angelegenheiten.** Amerikanische Humoresken u. Novellen. Von Berthold A. Baer. Brosch. M. 1.—, geb. M. 2.—.
13. **„Le Horla“.** Mysteriöse Geschichten. Von B. Varna. Brosch. M. 1.—, geb. M. 2.—.
- 14|15. **Larissa.** Roman einer Tänzerin. Von Benno Rüttenauer. Zweites Tausend. Br. M. 2.—, geb. M. 3.—.
16. **Mensch sein!** Roman von Gerda Schmidt-Hansen. 2. Aufl. Br. M. 1.—, geb. M. 2.—.
17. **Herodias.** Erzählungen. Von Gustave Flaubert. Br. M. 1.—, geb. M. 2.—.
- 18|19. **Claire Fantin.** Von Gustave Vanzype. Einzige, vom Verfasser autor. Uebersetzung von Catharina Brenning. Br. M. 2.—, geb. M. 3.—.
20. **Berliner Nachtbilder.** Von Hans Ostwald. Br. M. 1.—, geb. M. 2.—.
- 21|22. **Zucht.** Sittengeschichtlicher Roman aus dem Wiener Gesellschaftsleben. Von Max Urbar. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.
23. **Leda mit dem Schwan.** Novellen. Von Curt Julius Wolf. Brosch. M. 1.—, geb. M. 2.—.
24. **„Nette Geschichten“.** Amerikanische Humoresken und Novellen. Von Berthold A. Baer. Brosch. M. 1.—, geb. M. 2.—.
25. **Töchter der Sünde.** Geschichten aus dem dunkelsten Leben. Von Gustav Adolf Müller. 3. bis 5. Tausend. Br. M. 1.—, geb. M. 2.—.
- 26|27. **Ein Traum.** Roman. Von Henri Borel. Einzig autoris. Uebersetzung aus dem Holländ. von Else Otten. Br. M. 2.—, geb. M. 3.—.
28. **Das Feigenblatt.** Eine Gelegenheitsgeschichte. Von Ellen Walter. Br. M. 2.—, geb. M. 3.—.
29. **Ich bin ein Subalternbeamter und andere lustige Geschichten.** Von Wilhelm Uhde. Br. M. 1.—, geb. M. 2.—.
30. **Yvette.** Roman. Von Guy de Maupassant. Br. M. 1, geb. M. 2.

SEEMANNS KLEINE UNTERHALTUNGS-BIBLIOTHEK bringt bei guter Ausführung in gefälligem Taschenformat eine Auswahl der vorzüglichsten modernen Unterhaltungsliteratur. Die Autoren zählen durchweg zu den bestbekanntesten Namen der in- und ausländischen Literatur. Wer sich nach und nach eine gute belletristische Haus- und Reisebibliothek zulegen will, dem sei diese Kollektion auf das wärmste empfohlen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

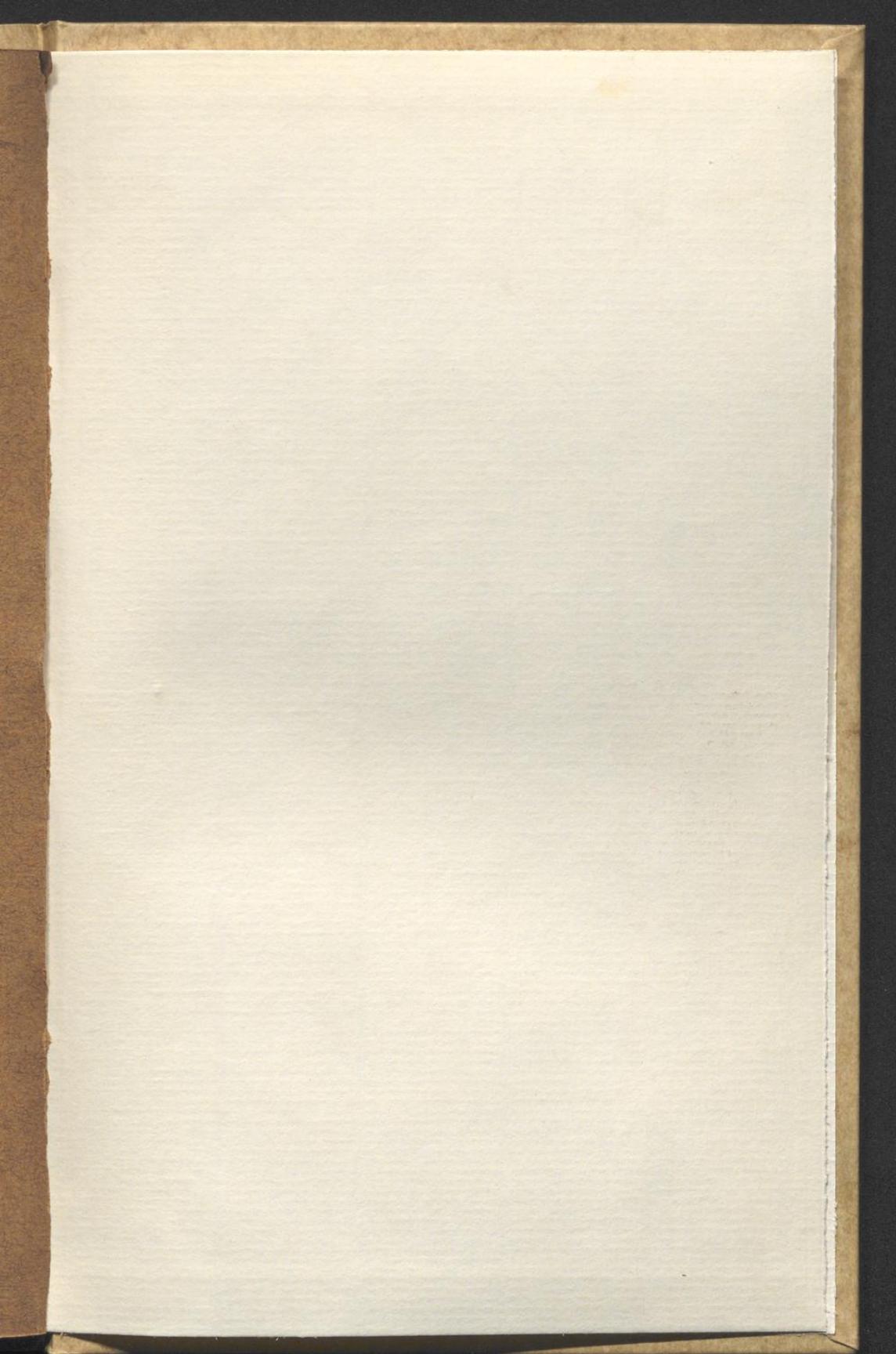
AUGUST STRINDBERGS SCHRIFTEN

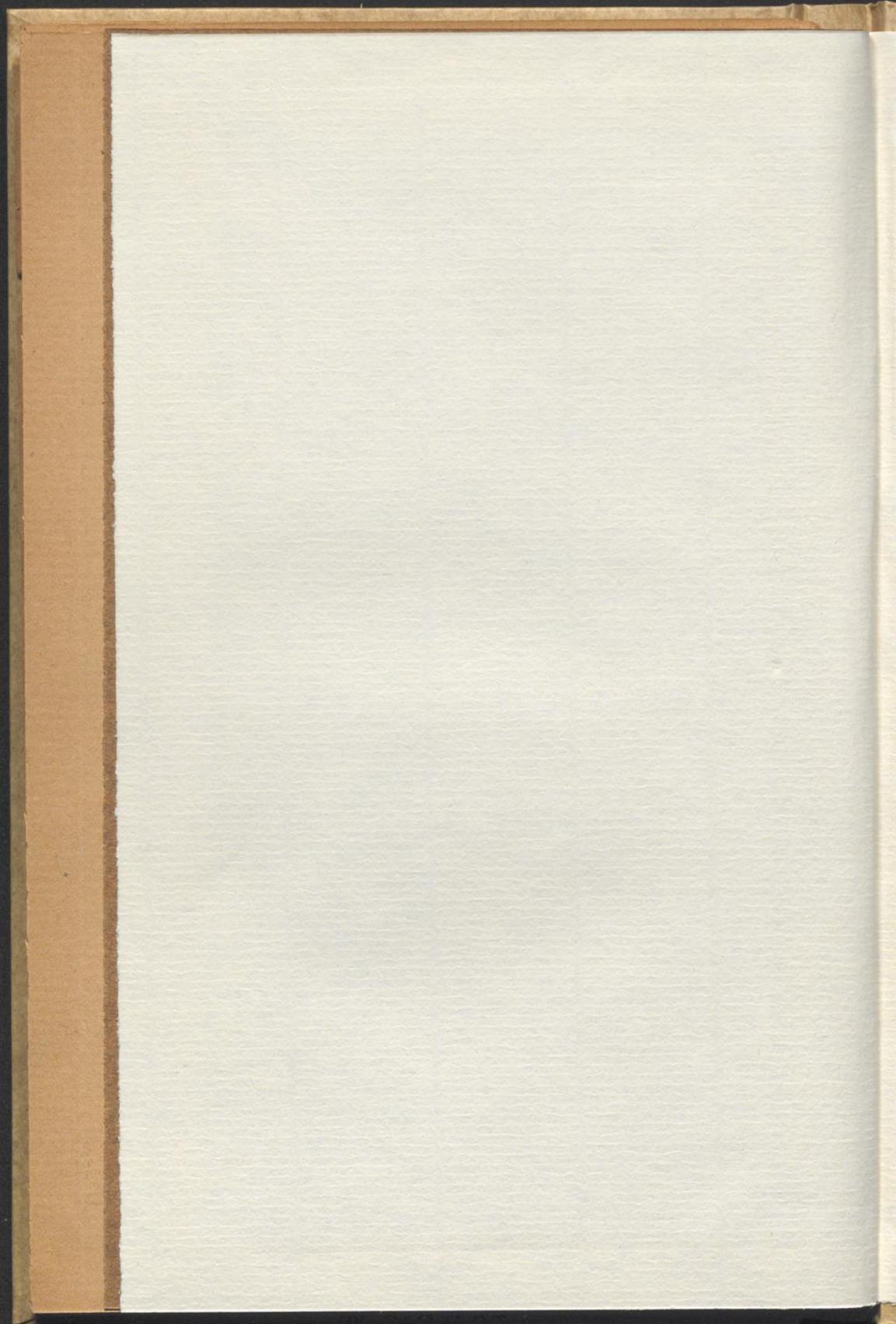
GESAMTAUSGABE UNTER MITWIRKUNG
VON EMIL SCHERING ALS ÜBERSETZER
VOM VERFASSER SELBST VERANSTALTET

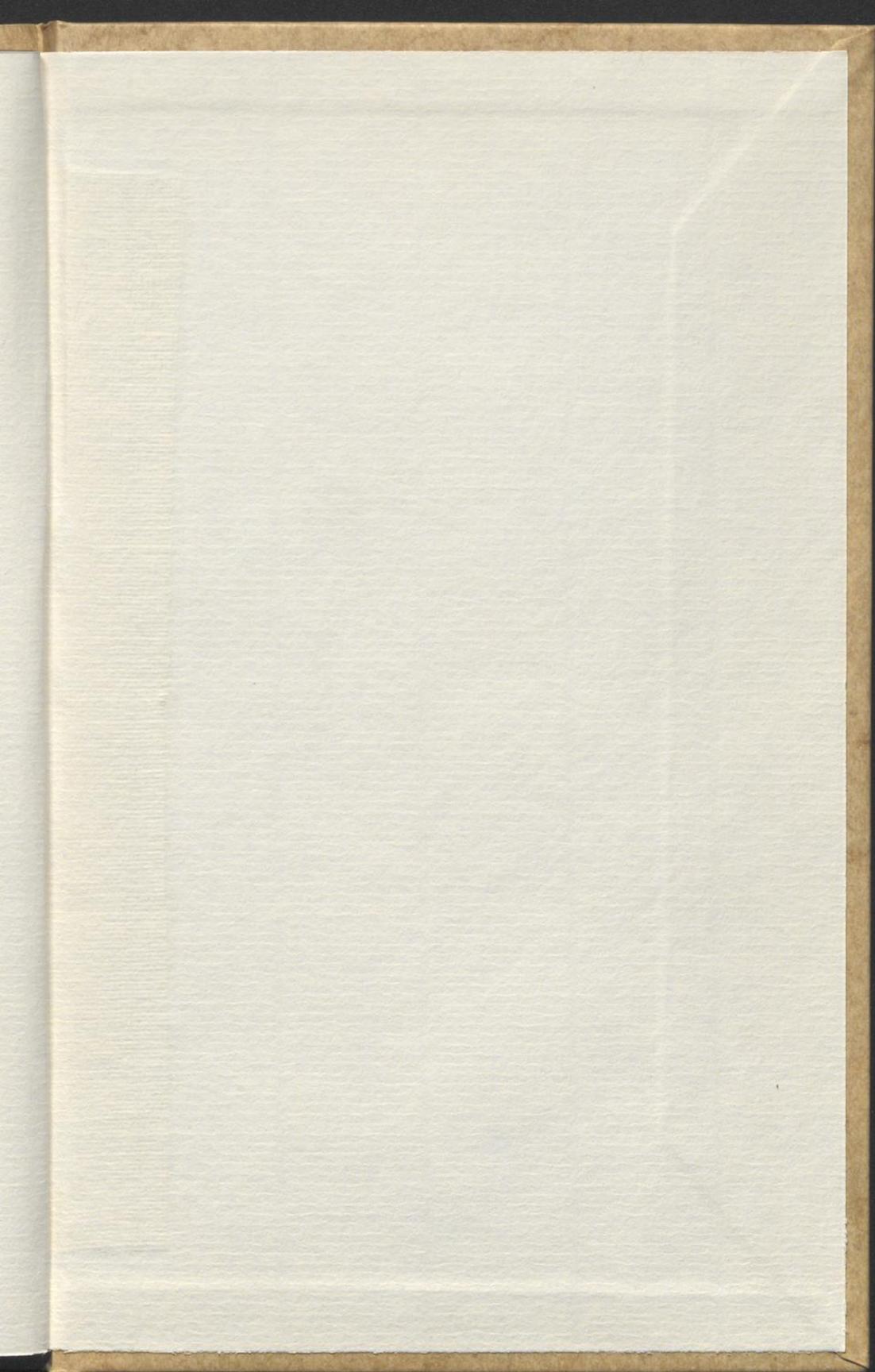
DAS ROTE ZIMMER SOZIALER ROMAN		BR. Mk. 4.— GEB. „ 5.50
DIE GOTISCHEN ZIMMER ROMAN		BR. Mk. 4.— GEB. „ 5.50
SCHWEIZER NOVELLEN		BR. Mk. 2.50 GEB. „ 3.50
DAS GEHEIMNIS DER GILDE		BR. Mk. 1.—
DIE NACHTIGALL VON WITTENBERG		BR. Mk. 1.— GEB. „ 2.—
KRONBRAUT-SCHWANENWEISS-TRAUMSPIEL		BR. Mk. 3.—, GEB. Mk. 4.—
SCHWEDISCHE SCHICKSALE UND ABENTEUER		BR. Mk. 4.—, GEB. Mk. 5.—
DER BEWUSSTE WILLE IN DER WELTGESCHICHTE		BR. Mk. 1.—
MODERNE FABELN BR. Mk. 1.—	DER VATER BR. Mk. 1.—	
EINE EHEGESCHICHTE BR. Mk. 1.—	KÖNIGIN CHRISTINE BR. Mk. 1.—	
EINE HEXE ERZÄHLUNG BR. Mk. 1.—, GEB. Mk. 2.—	EINE KINDERSAGE BR. Mk. 1.—	
ELF EINAKTER BR. Mk. 4.—, GEB. Mk. 5.—	FRAÜLEIN JULIE BR. Mk. 1.—	
TOTENTANZ BR. Mk. 2.—, GEB. Mk. 3.—	ERICH XIV. BR. Mk. 1.—	
MÄRCHEN BR. Mk. 1.50, GEB. Mk. 2.50	EINSAM NOVELLE BR. Mk. 2.—, GEB. Mk. 3.—	

MIT STRINDBERGS EINZIGARTIGER PERSÖNLICHKEIT WIRD SICH JEDER ZEITGEMÄSSE KULTURMENSCH AUSEINANDERSETZEN MÜSSEN, UND KEIN LITERATURFREUND KANN AN DIESER GESAMTAUSGABE VORÜBERGEHN, DIE IN VORNEHM AUSGESTATTETEN BÄNDEN MIT GROSSER LIEBE UND SORGFALT UND DEM DENKBAR NACHGIEBIGSTEN VERSTÄNDNIS, UNTER LEITUNG VON STRINDBERG SELBST, VERANSTALTET WORDEN IST.

ES BEZIEHEN SICH DIE BÄNDE DURCH JEDE BUCHHANDLUNG, WO DER BESUCH AUF SCHWIERIGKEITEN STÖSST, WENDE MAN SICH AN
DEN VERLAG VON HERMANN SHERMANN NACHFOLGER
— BERLIN SW.11, TEMPELHOFER-UFER 29. —







WIENBIBLIOTHEK



+QWB837790X